Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 23 — Leipzig, den 7. Juni — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Eine harte Rede: 1 — Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß: 3. Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche — Der Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus — Ueber Materialismus — Das Töchterheim — Verschiedenes: Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein; In Sachen der Schrift: Was heißt Christlich-sozial? — Anzeigen

Eine harte Rede

1

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Matth. 10, 34.

Es mag manchen Christen so ergangen sein, wie mir, daß ihnen dies Heilandswort lange Zeit sehr streng, fast hart vorgekommen ist und ihnen gar nicht zu dem gütigen und sanften Wesen des Herrn gepaßt hat. Erst die letzten Kämpfe, die unsre Kirche erschüttert und unsre Gemeinden aufs tiefste erregt haben, haben mich begreifen gelehrt, daß auch dies Wort Evangelium, d. h. frohe Botschaft ist, und mich den Trost empfinden lassen, der darin liegt.

Ein einflußreicher Philosoph unsrer Tage hat zu zeigen versucht, daß die ganze Moral und das ganze Vorbild Jesu lediglich im Leiden und Dulden bestehe. Aehnlich ist die Vorstellung, die die Mehrzahl der christlichen Gemeinde von ihrem Erlöser hat. Güte, Herablassung, Geduld sollen vor allem in ihm verkörpert sein. Die bildlichen Darstellungen von ihm, die unsre Häuser schmücken, sind des Zeugen. Am häufigsten finden wir da die liebenswürdige Gestalt Thorwaldsens, deren ausgestreckte Arme jeden Bekümmerten ans Herz zu ziehen scheinen, und von deren Lippen wir die huldvolle Einladung zu hören meinen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Aber selten nur finden wir ein Abbild des Gekreuzigten, etwa Guido Renis Haupt voll Blut und Wunden, oder auch ein schlichtes Kruzifix, dessen gemarterten Leib wir ja nie ansehen können, ohne daß sich das Gewissen regt: Nun, was du Herr erduldet, ist alles meine Last. Ich, ich hab es verschuldet, was du getragen hast.

Und doch müßten wir mehr als die Hälfte von Jesu Worten ausstreichen und ihn aus der ganzen geschichtlichen Situation seines Lebens herauslösen, wollten wir vergessen, daß der Friedefürst doch auch ein Kämpfer ohne Furcht und Tadel gewesen ist. Ist es doch ein Kampfruf, wenn zugleich mit der Ankündigung des nahe herbeigekommenen Reiches Gottes die ernste Forderung ertönt: Thut Buße! Steht doch neben der Einladung an alle die Mühseligen und Beladnen das abschreckende Wort: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Und hat doch derselbe Mund die sieben Seligpreisungen und die furchtbaren fünf Wehe gesprochen. Ja, war nicht sein ganzes Leben ein Kampf? Und war nicht die zu Tage liegende Frucht dieses Lebens Widerspruch, Parteiung, Haß, Mord?

Aber stellen wir uns einmal die Frage: Möchten wir den Kampf missen in Jesu Leben? Wäre er größer gewesen, wenn er die Augen zugedrückt hätte gegen all die Mängel und Schwächen, die ihn umgaben? Wenn er die Sünde entschuldigt hätte als unschuldige Laune? Wenn er die werkgerechte Frömmigkeit des Pharisäismus als eine gleichberechtigte Art der Gottesverehrung anerkannt hätte? Es ist doch gerade umgekehrt: im Kampfe erst entfaltet sich die volle Herrlichkeit des Herrn. O wie erhaben ist die heilige Entrüstung, mit der er die Geißel schwingt über die Wechsler und Krämer im Tempel! Wie überwältigend das heiße Mitleid, das ihn zum Fürsprecher und Anwalt aller Armen und Bedrückten macht! Wie begeisternd der rücksichtslose Mut, mit dem er den Mächtigen die Wahrheit sagt. Nein, ich möchte den Kampf nicht missen in meines Heilands Leben. Daß er uns nicht geschont hat, gerade darin erschließt sich mir die Tiefe seiner Liebe, die es auf den innersten Menschen abgesehen hat, und die unser Herz mit niemand anderm teilen will. Gerade darin erkenne ich den Sohn des Gottes, der von sich gesagt hat: Ich bin heilig, und dessen Liebe darin gipfelt: Ihr sollt auch heilig sein!

Sollte nicht dasselbe von der Kirche Christi gelten, wie von ihrem Haupte? Ja wohl, sie ist recht eigentlich eine Stätte des Kampfes. Ein erbitterter Krieg wird zwischen den Konfessionen geführt. Und innerhalb der Kirche — wie viel Richtungen, Parteiungen, Gegensätze! Und doch: ich möchte auch in der Kirche den Kampf nicht missen. Denn soweit er gegen außenstehende Gegner geführt wird, gegen die römische Anmaßung oder den materialistischen Zeitgeist, zeigt sich darin soviel Bewußtsein von der Größe des Schatzes, den das irdene Gefäß der Kirche birgt, soviel Liebe zu den Brüdern, die noch nichts wissen von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, soviel Treue zu dem Erbe der Väter, daß wir darin wahrlich ein Siegel des göttlichen Gewolltseins erblicken dürfen. Und soweit es Kämpfe innerhalb der Kirche sind — nun wohl, wäre die orientalisch-orthodoxe Kirche gesünder, dem Ideal der christlichen Gemeinschaft entsprechender, weil sie keine Kämpfe, keine Richtungsunterschiede kennt oder besser: zu kennen wagt? Ist das nicht vielmehr ein Zeichen geistigen und geistlichen Erstorbenseins? Ist das Ringen um die Wahrheit nicht doch ein Zeugnis persönlicher Gewissenhaftigkeit, die sich nicht beruhigen kann, ehe sie sich die Offenbarung Gottes im Innersten angeeignet hat? Nicht eine Aeußerung kraftvollen Lebenstriebes, der sich die ihm angemessenen Daseinsformen immer reiner, immer lauterer ausprägen möchte? Ist es nicht deshalb eine unvermeidliche Folge der Reformation, die jedem Gläubigen das Priestertum zugesprochen und in die Seele des Einzelnen die Verantwortung für sein Verhältnis zu Gott gelegt hat? Darum wollen wir doch ja nicht klagen, daß in unsrer Kirche soviel Kampf ist. Vielmehr, wir erblicken darin ein Merkmal, daß sie in der Nachfolge des Herrn steht, der nicht gekommen ist, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Es muß aber dies Merkmal das Entscheidende sein für den christlichen Charakter auch des einzelnen Lebens. Man braucht nicht viel Worte zu machen um den Kampf des Leidens. Jeder Mensch kennt ihn und seine Zudringlichkeit. Er ist nichts besonders Christliches. Auch will ich nicht behaupten, daß jeder Christ durch den Kampf des Zweifels hindurch muß, obgleich es wohl heutzutage wenige giebt, deren Weltanschauung sich so ungestört und allmählich entfaltet wie die Blume im Treibhause. Aber kein ernster Christ kommt herum um den Kampf gegen die Sünde. Er muß sich wehren gegen das Gedränge

der Versuchung, die ihn von allen Seiten anfällt, gegen den heißen Ansturm der Sinnenlust, gegen die immer wiederkehrenden Anläufe der Selbstsucht und des Ehrgeizes.

Solche Kämpfe schlagen Wunden und lassen Narben zurück, deren Berührung zeitlebens schmerzt. Aber doch darf es der ernste Kämpfer erfahren, daß die Kraft wächst, daß es immer leichter wird, mit geraden Schritten des Lebens Straße zu ziehen, unbekümmert um die Ehrenkränze und Dornenkronen, die die Welt flicht, daß der Glaube immer freier und selbständiger, das Verhältnis zu Gott immer unmittelbarer und näher wird. Ja, im Kampfe schmeckt der Christ jenen wunderbaren Frieden, den die Welt nicht geben, — aber Gott sei Dank, auch nicht nehmen kann. Ich möchte den Kampf auch in meinem Leben nicht missen.

E F

Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß

3. Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche

Soeben habe ich Harnacks Vortrag über dieses Thema wieder gelesen. Er steht im Juniheft der Preußischen Jahrbücher abgedruckt. Daß er also bereits jetzt in die Hände vieler kommt, bestimmt mich, auf eine Wiedergabe zu verzichten. Was soll auch, sofern der Hauptteil doch ein geschichtlicher ist, von dem Auszug wieder ein Auszug! Diesen Partien gegenüber hat man ja nur einen Wunsch, ein Bedürfnis: weitere Ausführung! Zum mindesten würde der Redner manchem einen Dienst thun, wenn er den Abdruck des Vortrags, den wir im Protokoll zu erwarten haben, mit einigen Anmerkungen und Verweisungen begleitete.

Der dritte Teil antwortet auf die Frage: Was ist nun in der Gegenwart unsre Situation und Aufgabe?

Auf dem Kongreß hat ihn Harnack gekürzt. Er durfte das um so mehr, als eben diesem Teil allein seine sehr ausführlichen Leitsätze galten, die in den Händen der Zuhörer waren. Ausdrücklich sei auf ihren Abdruck in Nr. 22 der Chronik verwiesen. Es hat aber nun doch diese umfassendere Form des Vortrags ihren besondern Wert, gerade auch für die Kongreßbesucher. Wir lassen daher im Folgenden den ganzen dritten Teil nach den Preußischen Jahrbüchern fast unverkürzt folgen.

Ich möchte nur vorher noch dies bemerken. Einmal: Die Brücke von Cremer zu Harnack und von Harnack zu Cremer ist leicht geschlagen. Man kann nicht genug darauf hinweisen, wie leicht die theologischen Gegensätze wiegen, sobald die evangelisch-soziale Aufgabe zur Verhandlung kommt. Sofort gruppiren sich die Menschen und Meinungen ganz anders. Zweitens: Einige von den Fragen, die wir als unerledigte im vorigen Artikel an Cremers Vortrag anknüpften, drängen sich uns auch hier wieder auf. Der Satz: „Wirtschaftliche Fragen gehören nicht in diesen Kreis," nämlich nicht zur Kompetenz der „Kirche" (siehe unten), ist ebenso prinzipiell unanfechtbar richtig, wie in der Praxis undurchführbar. Man richte in der einfachsten Form kirchliche Armenpflege ein, und man steht mitten drin in wirtschaftlichen Problemen mit umfassendster Perspektive und sogar in wirtschaftlich-technischen Erwägungen. Harnack exemplifizirt selbst auf das Uebel der Prostitution, aber in dem Augenblick, wo unsre „Kirchen" sich ermannen werden, diesen Schaden anzutasten, werden sie die wirtschaftliche Seite der Sache gar nicht ignoriren können. Cremer wollte die Wirtschaftspolitik von der Kanzel ausschließen: mit Recht, aber schon da ergaben sich einige Fragezeichen aus der Praxis. Harnack will die Kirchenleitung mit der Wirtschaftspolitik unverworren erhalten: das geht schon weiter, programmmäßig hat doch auch er Recht — aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. Harnack hat in seinem Vortrag auf das verhängnisvolle Verhalten Luthers im Bauernkriege hingewiesen. Wie hätte ein Konsistorium und eine Generalsynode sich damals stellen sollen? Was hat Luther versäumt, verfehlt? Man darf sagen, er war damals in gewissem Sinne die „Kirche." Er hat darin gefehlt, daß er von dem wirklich vorhandnen Zusammenhang zwischen dem von ihm verkündigten Evangelium und den wirtschaftlichen Fragen, die die Bauern erregten, nichts hat wissen wollen — um des Evangeliums willen, das war groß an ihm, und doch falsch, weil ihm hier ein schief angewandter Glaubenssatz den klaren Blick ins Leben verdunkelte. Aber alles, was Harnack sonst vor und nach dem von uns herausgegriffnen Satze sagt, beweist ja, daß er auf diesem Scheine nicht besteht. Wir möchten nur, daß durch solche Formulirung unsre Kirchenbehörden nicht versucht würden, das Weitere zu überhören, da sie vielmehr zuweilen der Schärfung ihres sozialen Gewissens zu bedürfen scheinen.*)

Ein Drittes heben wir uns für den Schlußartikel auf, wenn es gilt, vom Kongreß das Fazit zu ziehen und seine Zukunftsaufgaben zu bestimmen.

R

* *
*

Was ist nun in der Gegenwart unsre Situation und Aufgabe?

Man darf sagen, daß die soziale Aufgabe der Kirche in der Gegenwart neu ist und brennender als in der Vergangenheit: nicht weil Armut und Elend größer sind als früher — das ist mindestens nicht nachweisbar —; nicht weil die kirchliche Liebesthätigkeit lässiger ist als früher — das Gegenteil ist der Fall —; auch nicht weil opferfreudige und geschulte Helfer minder zahlreich sind als früher — sie sind zahlreicher als je. Aber wie läßt sich dann noch behaupten, die Aufgabe der Gegenwart sei neu und brennender als in der Vergangenheit? Nun — neue brennende Aufgaben erscheinen in der Geschichte niemals auf den Tiefpunkten absteigender Entwicklungen. In der Dumpfheit und dem Elend eines solchen Daseins muß vielmehr alle Kraft angespannt werden, um wenigstens den Rest des alten Besitzes noch zu erhalten. Nur ein irgendwie fortschreitendes Zeitalter vermag die Verpflichtung eines höhern neuen Aufschwungs zu empfinden. So sind es auch in der Gegenwart die Fortschritte, die wir bereits gemacht haben, die uns neue Aufgaben aufdrängen. Ich will diese Fortschritte kurz bezeichnen und hoffe dabei keinem Widerspruch zu begegnen.

Erstlich, wir haben es nicht mehr mit bevormundeten, sondern mit gleichberechtigten — zum Teil freilich hilflosen — Ständen zu thun, und ein gewisses Maß von Bildung ist Gemeingut geworden. Dieser Punkt bedarf keiner weitern Ausführung. Es stellt sich in ihm der ungeheure Fortschritt des letzten Jahrhunderts dar. Hilfeleistung in Form patriarchalischer Fürsorge der obern Stände für die untern ist nur noch in engen, abgelegnen Kreisen oder unter besondern Bedingungen möglich. Wie vor dem Gesetz die Stände auf dem Fuße der Gleichheit mit einander verkehren, so hat sich auch im Leben ein solcher Verkehr, sei es ein freundlicher, sei es ein feindlicher, immer mehr angebahnt. Die Gleichheit der politischen Rechte und die Verbreitung der Bildung leisten ihm fortwährend Vorschub. Um so einschneidender trennt die Verschieden-

---

*) Wir werden demnächst unsern Lesern eine Schrift aufs wärmste empfehlen: Die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte. Akademische Rede von D. Theodor Brieger, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte zu Leipzig. In schroffster Form wird dort die evangelisch-soziale Arbeit abgelehnt. „Als ob ich als Christ Stellung zu nehmen hätte zu wirtschaftlichen Problemen!" Gewiß haben wir das, ein jeder nach dem Grade seiner Kraft und seines Einflusses. Und ich spreche vielen aus der Seele, wenn ich sage: unsre akademische Theologie hat eine andre Aufgabe, als fort und fort die gegenseitige Gleichgiltigkeit zweier Lebensgebiete zu versichern, die doch täglich und stündlich sich aufs innigste berühren. Sie hat uns vielmehr die Art und das Maß ihrer Wechselbeziehung zu erläutern, und wird allein so imstande sein, Irrtümern zu wehren, in die allerdings leicht verfallen kann, wer nur auf die Praxis sieht. Daß aber das Letztere der Fall sei, wird man den Vorkämpfern der evangelisch-sozialen Richtung am wenigsten nachsagen können. Denn diese haben, wie am Tage liegt, ein sehr lebhaftes theoretisch-wissenschaftliches Interesse an den berührten Fragen, und folglich dürfen wir ihnen die größte Bereitwilligkeit zutrauen, von der akademischen Theologie zu lernen. Aber was auf sie wirken kann, das werden allerdings nicht solche Machtsprüche aus der Gedankensphäre der „reinlichen Scheidung" sein, sondern einzig und allein klare, Einsicht und Praxis fördernde Theorien über den Zusammenhang und die gegenseitige Beziehung der beiden Gebiete.

heit des Vermögens (Kapitalbesitzer und Arbeiter, die sich gleichsam unpersönlich gegenüberstehen), und um so unerträglicher wird der Zustand, daß ganze Klassen der Bevölkerung, die eine gute Schulbildung genossen und durch sie eine lebendige Empfindung für die Segnungen der Kultur empfangen haben, wirtschaftlich so beengt sind, daß sie von jenen Segnungen nur Weniges für sich zu gewinnen vermögen und außerdem die kleinste Störung imstande ist, sie zu ruiniren.

Zweitens, Pflicht und Gewissen in Bezug auf die Wohlfahrt aller Glieder der Gesellschaft sind geschärfter als früher — das ist ein unverkennbarer und gewaltiger Fortschritt, und wer ihn nicht innerlich mitmachen will, dem wird er aufgezwungen. Dazu kommt, daß wir Armut und Elend in einem andern Sinne wie früher für eine schwere sittliche Gefahr zu halten gelernt, zugleich aber erkannt haben, daß ohne vorbeugende Maßregeln nichts durchgreifend gebessert werden kann. Die Verpflichtung, die uns aus diesen Erkenntnissen erwächst, ist eine ganz neue. Kein vergangnes Zeitalter hat sie so empfunden. Wie in der Heilkunde die Hygiene (die vorbeugenden Maßregeln) immer mehr in den Vordergrund tritt, so auch auf dem sozial-wirtschaftlichen Gebiete.

Drittens, wir haben überall heute die große Macht der Weltwirtschaft vor uns; sie zieht alles in sich hinein; sie macht sich in dem abgelegensten Weberdorf fühlbar; sie löst alle überkommenen Verhältnisse auf oder bildet sie um und bedroht die wirtschaftliche Existenz ganzer Berufsklassen mit Unsicherheit. Kein Wunder, daß sie auch in die kirchlichen Organisationen hineingreift: die Freizügigkeit — um nur einen Punkt zu nennen —, die eine Folge des Weltverkehrs ist, droht auch die Gemeinden zu sprengen. Innerhalb und außerhalb der großen Städte haben wir eine nomadisirende Bevölkerung; wie schwierig es ist, unter einer solchen höhere Sittlichkeit und Religion aufrecht zu erhalten, lehrt jedes Blatt der Geschichte.

Viertens, wir stehen nicht mehr bloß naiv-kommunistischen Ideen gegenüber, sondern wissenschaftlich entwickelten, auf der Grundlage materialistischer Weltanschauung beruhenden sozialistischen Systemen; diese suchen sich der Völker zu bemächtigen, und bereits lösen sich große Gruppen entschieden und prinzipiell nicht nur von den Kirchen, sondern auch von dem christlichen Glauben und der christlichen Sittlichkeit los: der theoretische und praktische Materialismus wird eine Macht im öffentlichen Leben. Auch diese Entwicklung ist keineswegs nur unter dem Gesichtspunkt des „Abfalls" und „Rückschritts" zu beurteilen. Wer von einem Abfall redet, muß nachweisen, daß vorher ein lebendiger Zusammenhang vorhanden gewesen ist. Aber weite Kreise, die heute als „abgefallne" gelten, haben nie einen solchen lebendigen Zusammenhang besessen. Der Gegensatz tritt heute nur drastischer und erschreckender hervor, während er früher verhüllt war. Allerdings ist eine Hülle unter Umständen eine fesselnde und sittigende Macht, und man kann deshalb ihren Untergang beklagen. Allein es ist doch ein Fortschritt, wenn Weltanschauung deutlich gegen Weltanschauung steht. Auch giebt es noch Schlimmeres als prinzipiellen Materialismus, nämlich die absolute Indifferenz oder den berechnenden Egoismus, der aus allen Weltanschauungen gleichzeitig für sich Vorteile zu ziehen sucht und jede Ueberzeugung haßt, die das eigne Wohlbehagen zu stören und Pflichten aufzuerlegen droht.

Aus diesen Faktoren vornehmlich setzt sich unsre Lage zusammen, und sie hat man zunächst ins Auge zu fassen, wenn man die Frage nach der besondern sozialen Aufgabe der Kirche in der Gegenwart beantworten will. Dem Mißverständnis aber brauche ich wohl nicht mehr zu begegnen, als hätte die Kirche die Aufgabe, diese Schwierigkeiten zu heben, oder als besäße sie ein Universalmittel, welches alle Schäden heilt. Die römische Kirche thut freilich manchmal so, als wäre sie im Besitz dieses Arkanums und warte nur darauf, daß die Völker es einnehmen; allein sie meint es damit nicht ernsthaft. Als christliche Kirche kann auch sie schließlich nicht darüber hinweg kommen, daß der Friede, den das Evangelium verheißt, ein überweltlicher ist, und daß die Religion nicht die Aufgabe hat, wirtschaftliche Zustände zu verbessern. Wenn wir daher von einer sozialen Aufgabe der Kirche, unsrer evangelischen Kirche, sprechen, so kann das keinen andern Sinn haben, als festzustellen, wie sich unter den heutigen Verhältnissen diese Aufgabe, die im Grunde dieselbe, in den Entscheidungsformen eine sehr verschiedne ist, zu gestalten hat. Und auch die Mittel, über die die Kirche verfügt, sind im Grunde nicht wandelbar, wohl aber ist ihre Anwendung in den verschiednen Zeiten eine verschiedne.

Allem zuvor ist darauf hinzuweisen, daß die oberste Aufgabe der Kirche die Predigt des Evangeliums, d. h. die Botschaft von der Erlösung und vom ewigen Leben, bleibt. Es wäre um das Christentum als Religion geschehen, wenn dies verdunkelt würde und man etwa im Interesse der Popularität oder im Uebereifer des Reformers das Evangelium in ein soziales Manifest umwandelte. Ja man darf noch mehr sagen: niemand soll letztlich von der Verkündigung der Kirche etwas andres für sich erwarten, als einen festen, tröstlichen Glauben, der die Not des Lebens überwindet. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele": diese Ueberzeugung und die Botschaft von Jesus Christus dem Erlöser sind der Kern des Evangeliums, und aus ihm entwickelt sich die Weltanschauung, d. h. die Beurteilung von Seele und Leib, Leben und Tod, Glück und Unglück, Reichtum und Armut, die die Wahrheit ist und deshalb befreit. Welch eine Macht aber in jeder geschlossenen Weltanschauung liegt, das zeigt uns in der Gegenwart die sozialistische Bewegung. In beredten Worten ist uns auf einem der letzten Kongresse dargelegt worden, daß es eben die Weltanschauung ist, die der Sozialdemokratie ihre Stärke giebt. Diese Tausende, die ihr anhängen, wollen nicht nur Brot; sie wissen es vielmehr, daß sie nicht von Brot allein leben: sie wollen eine Antwort auf alle Fragen der Welt und des Lebens, und sie sind bereit dafür — für ihren Glauben — Opfer zu bringen. Eben darum hat es die Kirche heutzutage leichter, als in irgend einer der frühern Perioden. Nie hat es eine Zeit gegeben, in der so viele Menschen nach einer selbständigen Ueberzeugung strebten, wie heute. Trotz aller Zersplitterung und scheinbaren Auflösung giebt es eine Kraft, die überall hindringt, zusammenbindet, feste geistige Gemeinschaft schafft, das ist der Gedanke und das Wort. Und das stärkere Wort wird siegen. Für eine Ueberzeugung, die wirklich Ueberzeugung ist, für einen Glauben, der wirklich geglaubt wird, ist unser Geschlecht noch eben bereit, das eigne Leben in die Schanze zu schlagen. So niedrig ist der Mensch nicht geartet, daß er Ruhe fände im Genuß und im Dienst seines eigenen Ichs. Er sucht nach einer Lebensüberzeugung. Aber der Glaube muß wirklich geglaubt werden. Hier liegt die Aufgabe der Kirche, die alte und die neue. Sie soll dem heutigen Geschlecht den lebendigen Gott und das ewige Leben verkündigen. Sie soll von dem Herrn und Erlöser zeugen, dessen Bild auch dem Entfremdetsten noch immer Ehrfurcht und Liebe abgewinnt. Sie soll mit allem Ernst predigen, daß die Sünde der Leute Verderben und die stärkste Wurzel alles Elends ist, und sie soll das thun in rechter Freiheit, in verständlicher Form und mit verständlichen Ausdrucksmitteln. Thut sie das, so hat sie schon den Hauptteil ihrer „sozialen Aufgabe" erfüllt. Aber um das zu können, muß sie mit jeder wirklichen Erkenntnis, mit jeder Wahrheit im Bunde stehen, sonst diskreditirt sie ihre eigne Botschaft. Zwar genügt oft ein Strahl des Evangeliums, um ein Herz zu erhellen und zu befreien, und der niederste Diener Jesu Christi kann dem Nächsten ein rechter Heiland werden; aber im großen Kampf der Geister, wo Weltanschauung gegen Weltanschauung steht, kann sich nur durchsetzen, was ein Ganzes ist und sich in jeder Richtung als wahr und kräftig erweist.

Ich habe gesagt, letztlich sollte niemand von der Verkündigung der Kirche etwas andres für sich erwarten, als einen festen tröstlichen Glauben, der die Not des Lebens überwindet. Der Nachdruck liegt hier auf dem „für sich." Für andre ist es anders. Die Ausgestaltung der Gemeinde zu einem thatkräftigen Bruderbunde und der Zusammenschluß solcher Gemeinden zu einem hilfreichen Verbande ist dem Christentum wesentlich, und die Verkümmerung der Gemeinden im Laufe der Ge-

schichte bedeutet einen schweren Schaden. Die Liebesthätigkeit war im Anfang ein überzeugendes Mittel der Propaganda, und Jesus Christus selbst hat das Evangelium gepredigt, indem er half. Ist die Sünde die starke Wurzel des Elends, so erzeugen Elend und Irrtum wieder Sünde und Schande. Darum gilt es, einen Kampf wider das Elend zu führen. Soll dieser Kampf aber recht geführt werden, so ist ein Doppeltes nötig: erstlich die Wirksamkeit von Person zu Person, und zweitens eine wirkliche Gemeindebildung. Ueber das Erstere brauche ich nicht viel zu reden. Wir alle wissen es, daß letztlich nur die Liebe in Betracht kommt, die der Person nachgeht. Alle Anstalten und hilfreichen Veranstaltungen sind nur Formen; wirklichen Wert hat allein, was vom Herzen kommt und zum Herzen spricht, und nur dies fällt auf der Wage der Ewigkeit ins Gewicht. Nicht über den Nächsten, dem man helfen will, soll man sich aber dabei stellen, auch nicht unter ihn, sondern neben ihn. Brüder sollen wir sein, nicht Patrone. Hier hat die christliche Liebe ihr Feld und ihre eigenste Aufgabe. Und je unpersönlicher sich durch die Entwicklung unsrer Wirtschaftsordnung das Verhältnis der Klassen gestaltet, um so notwendiger ist diese Arbeit.

Aber ohne den Zusammenschluß zu festen Gemeinden bleibt alles vereinzelt. Darum müssen wir den Freunden dankbar sein, die in unsern Tagen wieder daran erinnert haben, daß unsre Kirche von der Reformation her noch die Verpflichtung einzulösen hat, wirkliche Gemeinden zu bilden und ein kräftiges Gemeindeleben zu erwecken. Man wirft uns ein: „damit kommt ihr zu spät; eine solche Organisation ist heute nicht mehr möglich; weder läßt sie unsre büreaukratische Kirchenverfassung zu, noch kann man aus dem Massen- und Staatschristentum lebendige Gemeinden bilden.“ Gewiß, schwer genug ist es, aber verzweifelt steht es um die Lösung der Aufgabe doch noch nicht. Müßten wir sie wirklich preisgeben, so wüßte ich nicht, wie uns geholfen werden könnte; denn das, was die Gemeinde zu leisten hat, kann doch niemals durch allgemeine soziale Institutionen und Zwangsmaßregeln ersetzt werden. Daß wir, wenn auch in kümmerlichen Formen, noch eben Gemeinden besitzen, ist ein hohes Gut, und es wäre verhängnisvoll, wollten wir es für unwert erachten, um andern organisatorischen Zielen nachzulaufen. Diese Gemeinden sind noch eben, wie jedermann weiß und empfindet, ihrer Grundform nach Genossenschaften, in denen die Unterschiede von Vornehm und Gering, Reich und Arm ausgeglichen sein sollen, und in die die Klassengegensätze nicht hineinreichen dürfen, d. h. es sind Gebilde, wie wir sie in der gegenwärtigen Zeit besonders nötig haben. Darum sollen wir sie mit allen Kräften ausbilden, beleben und dabei ruhig abwarten, ob die politische Form unsers Kirchentums durch sie allmählich umgebildet oder gesprengt werden wird. Neben der Predigt des Evangeliums ist der Ausbau der Gemeinde die oberste evangelisch-soziale Aufgabe. Dem Kleinmut aber, der an der Lösung dieser Aufgabe verzweifelt, weil die gegenwärtigen Weltverhältnisse eine solche Organisation überhaupt nicht mehr zulassen, halten wir das Beispiel der Sozialdemokratie entgegen. Sie bringt es fertig, inmitten nomadisirender Scharen unter Hemmnissen aller Art eine straffe Organisation, städtisch, provinziell, national und international, zu schaffen und zu erhalten — sollten wir es nicht können? Man wendet ein, dort handle es sich wesentlich um einen Stand und um ein durchschlagendes Interesse, das alle verbinde. Aber haben nicht auch wir ein durchschlagendes Interesse und eine Botschaft, die die verschiednen Stände zur geistigen Einheit führt? Nicht an den Verhältnissen liegt es, wenn unsre Gemeinden das nicht werden und sind, was sie sein sollten, sondern an dem Mangel an Glaube und Liebe.

Das ist freilich gewiß, daß wir zu Gemeinden, die nichts anders sind als gottesdienstliche Gemeinden, die Menschen nicht mehr zusammenführen werden, und daß solche Gemeinden unkräftig bleiben müssen. Aber hier giebt uns die älteste Kirche ein Vorbild, wie eine rechte Gemeinde beschaffen sein muß, und der Gang, den die Entwicklung der kirchlichen Liebesthätigkeit in unserm Jahrhundert genommen hat, weist uns eben dorthin. Es ist doch kein Traum, daß es einmal in der Christenheit Gemeinden gegeben hat, übersehbar, wohl geordnet und fest, in

denen neben dem Gottesdienste die Liebesthätigkeit den Mittelpunkt gebildet hat, ja in denen Gottesdienst und Liebesthätigkeit zu einer Einheit verschmolzen waren. Dürfen wir sagen, daß das für uns unerreichbar ist? Gewiß nicht. Es muß vielmehr das fest ins Auge zu fassende Ziel sein, dem zuzustreben. Eben darum sollen alle die großen Arbeiten christlicher Liebesthätigkeit nicht nur gepflegt und erweitert, sondern immer fester der Gemeinde eingegliedert werden. Wo eine einzelne Gemeinde zu klein ist, um die Aufgabe zu lösen, da sollen sich mehrere zusammenthun, aufwärts steigend bis zu einem provinzialen Verbande. Die Kirche soll auch Gemeindehaus sein, oder besser — neben der Kirche soll ein Gemeindehaus bestehen, und nicht nur, um eine Predigt anzuhören, soll man zusammenkommen, sondern auch um Hilfeleistungen aller Art zu beraten. Das rechte christliche Ehrgefühl soll erweckt werden, daß niemand ein Christ ist, der nicht bereit ist, persönlich als Pfleger und Helfer einzutreten, und außerdem sollen in jeder Gemeinde berufsmäßige, ausgebildete Diakonen und Diakonissen arbeiten. Kein Hilfloser soll sagen dürfen, daß sich niemand um ihn kümmere. Unsre Zeit ergötzt sich an Utopien und spielt mit diesem nicht ungefährlichen Spielzeug — das eben Gesagte ist keine Utopie, sondern kann eine Wirklichkeit werden. Davon, daß es eine Wirklichkeit wird, daß Opferscheu, Geiz und Trägheit gebrochen werden, hängt zwar nicht die Existenz unsers Kirchentums ab — es kann sich vielleicht noch sehr lange erhalten; denn es hat viele Stützen —, wohl aber die Existenz eines wahrhaft evangelischen Christentums und das Recht unsrer Kirche, um das Herz unsers Volkes zu werben.

Aber Recht haben die Gegner, wenn sie sagen, daß die Bildung solcher Gemeinden eine lange Arbeit erheischt, und daß unsre heutigen Zustände des öffentlichen Lebens noch ein andres Eingreifen erfordern. Kann und soll die Kirche — ich meine hier die organisirte Kirche — noch etwas andres thun, als das Evangelium verkündigen und die Gemeinden ausbauen? Wir stehen hier vor einer wichtigen Frage. Die einen beantworten sie mit einem entschiednen „Nein“; sie sind in der Mehrzahl, und sie begründen dieses „Nein“ sehr verschieden. Die andern bejahen die Frage, aber in der Regel nicht unumwunden, oder sie entziehen sich ihr durch die Antwort, die Kirche möge thun oder lassen, was sie wolle, aber die Christen seien verpflichtet, mit dem Evangelium in die öffentlichen Zustände einzugreifen.

Was der Einzelne zu thun hat, mag hier noch auf sich beruhen — aber unzweifelhaft scheint mir: da unsre Kirche noch immer eine große einflußreiche Stellung im Staate und im Volksleben besitzt, so ist sie verpflichtet, sie im evangelisch-sozialen Sinne zu gebrauchen und demgemäß solche Wege aufzusuchen, auf denen sie sich zu Gehör zu bringen vermag. Sie wird sonst immer mehr dem Verdachte, daß sie ein gefügiges Werkzeug des „Klassenstaats“ sei, erliegen, und sie wird daran schuld sein, daß die sozialen Ordnungen des öffentlichen Lebens in eine immer größere Spannung mit den christlichen Gesinnungen geraten. Selbst die alte Kirche hat in einer Zeit, da sie noch numerisch schwach war, ihre Stimme gegenüber den Mißständen im Reiche erhoben. Die nachkonstantinische Reichskirche hat die Verpflichtung gefühlt, ihren Einfluß zur Abschaffung sittlicher Notstände geltend zu machen. Auch im Mittelalter sind die Päpste der Gewalt und Tyrannei sowie der öffentlichen Unsittlichkeit entgegengetreten und verzichten noch heute nicht darauf, ihr Urteil in großen sittlich-sozialen Fragen abzugeben. Allerdings besteht nun gerade in diesem Punkte ein tiefer Unterschied zwischen dem Katholizismus und Protestantismus. Jenem ist die „Kirche“ nur das hierarchische Kircheninstitut, das deshalb alles thun muß; dieser sieht den christlichen Geist nicht nur in die verfaßte Kirche gebannt, sondern vertraut darauf, daß er auch in den irdischen Berufen und Ordnungen der Christenheit zu finden ist. Eben deshalb vertraut er auch, daß Regierung und Obrigkeit, wenn sie recht ihres Amtes walten, sich mit den christlich-sittlichen Gesinnungen in Einklang befinden werden, und überläßt ihnen daher gern die Ordnung der irdischen Dinge. Allein das schließt nicht aus, daß auch die Kirche gegenüber sittlich-sozialen Notständen ihre Stimme erhebt und auf die öffentliche Meinung und die Leitung des Staatslebens ein-

wirkt. Ja es wird das ihre Pflicht, wenn jene lässig oder stumpf sind. Unsre Kirchen sind jetzt mündiger, als sie es noch vor dreißig Jahren waren. Wozu haben sie ihren Mund, ihre Gemeindevertretungen, ihre Kreis-, Provinzial- und Generalsynoden und wiederum ihren Oberkirchenrat und Konsistorien, als um in sittlich-sozialen Fragen auch öffentlich zu bezeugen in der Gemeinde, in der Stadt, in der Provinz, im ganzen Lande: „das soll sein, und das soll nicht sein“? Sollen sie nur über Kirchensteuern, Kirchenformeln und Quisquilien verhandeln? Eine Zeit lang erträgt man das, aber auf die Dauer ist es unerträglich und würde bald Mitleid und Schlimmeres wider die ganze kirchliche Organisation erregen; denn dieser ungeheure Apparat hat nur ein Existenzrecht, wenn er dem Ganzen wirklich etwas leistet — nicht durch Deklamationen, sondern durch evangelisch-soziales Wirken, eine jede Ordnung auf ihrer Stufe.

Aber je bestimmter dies zu fordern ist, um so bestimmter ist auch das Gebiet abzugrenzen, auf das sich diese Wirksamkeit der Kirche zu beschränken hat. Wirtschaftliche Fragen gehören nicht in diesen Kreis. Mit all den sozial-wirtschaftlichen Bestrebungen, wie Verstaatlichungen, Bodenbesitzreform, Arbeitstag, Preisregulirungen, Steuer- und Versicherungswesen u. dergl., hat sie gar nichts zu thun; denn die Entscheidung in diesen Fragen fordert eine Sachkenntnis, die außerhalb ihrer Grenzen liegt, und sie würde dazu in die schlimmste Verweltlichung geraten, wenn sie auf diese Fragen einginge. Aber wo sie in den öffentlichen Zuständen schwere sittliche Schäden als geduldete bemerkt, da soll sie eintreten. Ist es recht, daß die Kirche achselzuckend und schweigend an der Prostitution vorübergeht, wie der Priester an dem, der unter die Mörder gefallen war? Genügt es, daß man ihre Bekämpfung christlichen Vereinen überläßt und für Magdalenenasyle sammelt? Hat die Kirche nicht die Pflicht, dem Unwesen des Duells entgegenzutreten? Ferner, darf sie schweigen, wenn sie Zustände sieht, die die Ehe und Familie auflösen und die elementarsten Bedingungen für ein sittliches Leben vermissen lassen? Darf sie ruhig zusehen, wenn es dem Schwachen und Gefährdeten unmöglich gemacht wird, sich zu behaupten? Darf sie es, ohne zu rügen, anhören, wenn im Namen des Christentums der Friede im Lande gestört und Haß und Verachtung ausgesät wird? Ist sie wirklich nur ein büreaukratisches Gehäuse, oder hat sie nicht auch als verfaßte Kirche die Pflicht, den Frieden im eignen Lande und unter den Völkern zu erhalten, die verschiednen Klassen sich näher zu bringen und verderbliche Standesvorurteile brechen zu helfen? Man wendet wohl ein, es genüge, wenn die Kirche das Wort Gottes verkündige und die Sakramente verwalte. Allein denselben Einwand hat man auch gemacht, als man forderte, die Kirche solle äußere und innere Mission treiben. Auch damals verschloß sich die Kirche zunächst dieser Forderung und behauptete, das sei nicht ihres Amtes; aber sie hat dann einsehen gelernt, daß sie ihren Beruf vernachlässigt, wenn sie jene Aufgaben dahingestellt sein läßt. Erheblicher erscheint der Einwand, daß die Organe der Kirche in Fragen wie die oben angedeuteten nicht die Macht haben, ihrem Worte Nachdruck zu geben, und daß bei der eigentümlichen Zusammensetzung kirchlicher Körperschaften Vorschläge zu befürchten seien, die ohne die Rücksicht auf die Durchführbarkeit gemacht werden, also ins Leere verlaufen würden, ferner daß Uebergriffe und Einmischungen in fremde Angelegenheiten zu erwarten seien. Diese Befürchtungen sind gewiß nicht grundlos; allein voraussichtliche Mißgriffe können nicht wider eine an sich notwendige und gute Sache ins Feld geführt werden. Die kirchlichen Körperschaften werden das Maß ihrer Kräfte und das Gebiet ihrer Arbeit in der Arbeit selbst kennen lernen, und daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist durch das eigentümliche und wohlberechtigte Verhältnis, in dem die deutschen evangelischen Kirchen zum Staate stehen, gesorgt. —

Die soziale Aufgabe der Kirche habe ich bisher anzugeben versucht. Ueber diese Aufgabe hinaus liegt eine Reihe von großen Aufgaben, deren Lösung nicht Sache der Kirche ist, die aber den Christen nicht gleichgiltig sein können. Rein wirtschaftliche Fragen sollen allerdings nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilt und entschieden werden; aber viele von ihnen greifen tief ein in die sittlichen Zustände des Volkes. Darum soll es die Kirche nicht hemmen, daß diese Fragen — wie wir es hier auf unsern Kongressen thun — auch in ihrer Mitte aufgenommen werden; denn es liegt in ihrem Interesse, daß sich Christen mit warmem Herzen und hellem Blick finden, die zukunftsreiche Bestrebungen dieser Art von phantastischen zu unterscheiden lernen, ihren Zusammenhang mit den sittlichen Fragen, soweit er vorhanden ist, nachweisen und mit Opferfreudigkeit für gesunde soziale Fortschritte eintreten. Allerdings bezeugt die ganze Kirchengeschichte, daß warmherzige Christen, wenn sie wirtschaftliche Fragen aufgreifen, zu radikalen Vorschlägen geneigt sind. Sie stellen ihre nationalökonomischen Forderungen unter die Fahne des Evangeliums und versuchen diesem ein sozialistisches Programm abzugewinnen. Daß diese Gefahr auch unter uns heute vorhanden ist, kann nicht geleugnet werden. Auch der Protestantismus ist nicht dagegen geschützt, daß nicht eines Tages in ihm ein neuer Arnold von Brescia auftritt, daß eine Pataria sich bildet, daß nationalökonomische Kleriker versuchen, den andern im Namen des Evangeliums als Gesetz vorzuschreiben, welche Stellung sie in wirtschaftlichen Fragen einzunehmen haben, um ferner noch Christen zu sein. Das Liebäugeln mit der Sozialdemokratie, das schon jetzt hin und her wahrzunehmen ist, ist wahrlich nicht ungefährlich. So lange ihre Führer und ihre Zeitungen ein Leben ohne Religion, ohne Pflichten, ohne Opfer, ohne Resignation lehren — was haben wir mit solch einer Lebensauffassung gemein? Mehr als bedenklich ist es auch, wenn man die „Reichen“ und ganze Stände von vornherein preisgibt und davon träumt, man werde von unten herauf allmählich ein ganz neues christliches Gemeinwesen schaffen. Das alles wetterleuchtet ja heute nur erst oder wird in Bruchstücken produzirt. Noch ist wohl niemand unter uns, der nicht daran festhält, daß im Namen des Evangeliums nur solche Ansprüche an den Einzelnen gestellt werden dürfen, die sich an sein Gewissen, seine Freiheit und seine Liebe richten; noch weiß man, daß es sich im Evangelium um die Beseitigung einer andern Not handelt als der irdischen; aber die Dinge haben ihre eigne Logik, und wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Aber diese Warnung erhebe ich nicht, um abzumahnen, daß sich der evangelische Christ als Christ, ferner der Pfarrer und Theologe überhaupt mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen beschäftige und sich ein eignes Urteil in ihnen bilde — ganz im Gegenteil. Das Christentum soll sich mit jeder erprobten Lebens- und Welterfahrung verbinden, und es soll gegenüber allen großen Fragen aufgeschlossen sein. Jahrhundertelang hat es in der engsten Verbindung mit der Philosophie, speziell der Metaphysik gestanden, in der sich alles geistige Leben zusammenfaßte. Niemand war ein gebildeter Christ, der nicht auch ein Philosoph war. Heute stehen im geistigen Leben die Geschichte und die sozialen Fragen im Vordergrund, und wer an diesem Leben überhaupt Anteil nehmen will, der kann sich ihnen gar nicht entziehen.

Vor allem aber — die Not und das Elend der Mitbrüder in unserm Volke brennt auf unsrer Seele und treibt dazu, zu untersuchen, zu forschen und zu lernen, wie der soziale Körper zusammengesetzt ist, welche Leiden unvermeidlich sind, und welche durch Opfersinn und Thatkraft geheilt werden können. Gegenüber der Größe und dem Ernst dieser Aufgabe treten heute alle andern Aufgaben, die wir auf dieser Erde und für diese Erde zu leisten haben, zurück: wie könnten wir als Christen an ihr vorübergehen, und wenn Selbstsucht, Trägheit und Indolenz immerfort unsre Lage erschweren und bedenklicher gestalten, wie dürfen wir uns darüber wundern, wenn wir von der andern Seite mit radikalen Vorschlägen überrascht werden? — — —

Gestatten Sie mir noch ein Schlußwort. Die Zeichen der Zeit scheinen darauf hinzuweisen, daß sich unsre öffentlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr in der staatssozialistischen Richtung entwickeln werden. Viele begrüßen das mit ungeteilter Freude, ich vermag mich ihnen nicht rückhaltlos anzuschließen. Gewiß ist es eine Freude, wenn Quellen der Armut und Not verstopft werden, wenn dem Elend vorgebeugt wird. Aber man soll nicht vergessen — jede Neuordnung dieser Art wirkt auch als ein Zwang, der die freie Entwicklung niederhält, eine jede

nötigt uns daher, auf Mittel und Wege zu sinnen, um die Bedingungen für die Erziehung freier selbständiger Persönlichkeiten aufrecht zu erhalten. Wenn wir bei einer gesetzmäßigen Sklaverei endigen würden, wenn wir, von Jugend auf eingeschnürt in Zwangsmaßregeln, alle eigentümliche Bildung verlören — welch ein Ende wäre dies!

Drei große Aufgaben sind uns anvertraut, für uns selbst und für die kommenden Geschlechter: den evangelischen Glauben zu bewahren, der Not unsrer Mitbrüder nach Kräften zu steuern und unsre Bildung und Kultur zu beschützen. Letzteres wird in den heißen wirtschaftlichen Kämpfen und in den Vorschlägen zu ihrer Milderung nur zu leicht vergessen, und doch würde der sittliche und wirtschaftliche Ruin dem Verfall der Kultur auf dem Fuße folgen. Die Pflege der Bildung aber steht unter eigentümlichen, festen Bedingungen, die nicht willkürlich geändert werden können, und sie begrenzen zum Teil die sozial-wirtschaftliche Arbeit.

Die Bildung läßt sich nicht schematisiren, so wenig, wie die Wahrheit, aus der sie stammt, sich nivelliren läßt. Die evangelische Kirche aber würde von sich selbst abfallen, wenn sie ihren Bund mit der Wahrheit und der Bildung aufgebe und wenn sie das Ziel preisgäbe, freie, selbständige Christen zu erziehen. Hier liegt auch eine evangelisch-soziale Aufgabe vor, und wir haben allen Grund, um sie besorgt zu sein, da wir starken bildungsfeindlichen Mächten gegenüberstehen.

Evangelischer Glaube, ein warmes Herz für die Not des Nächsten und ein aufgeschlossener Sinn für die Wahrheit und die geistigen Güter — das sind die Mächte, die unsre Kirche und unser Volk bauen und erhalten. Bleiben wir ihnen treu, dann wird sich immer mehr verwirklichen, was das mutige Glaubenslied als Verheißung ausspricht: „Nun ist groß Fried ohn Unterlaß; all Fehd hat nun ein Ende." *)

Der Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus

1

Dieselbe Vereinigung Berliner Architekten, die das, man kann wohl sagen epochemachende, in Nr. 1 und 9 dieses Jahrgangs der Christlichen Welt näher besprochne Buch über den „Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart" herausgab, hatte, unterstützt von namhaften Männern aus der Theologen-, Künstler- und Beamtenschaft, Einladungen zu einem Kongreß ergehen lassen, auf dem ein allgemeiner und freier Meinungsaustausch über alle Fragen des protestantischen Kirchenbaus stattfinden und sich namentlich Architekten und Geistliche, wenn nicht darüber verständigen, so doch darüber aussprechen sollten, welche Wünsche und Forderungen bei der Gestaltung evangelischer Gotteshäuser aufzustellen und innezuhalten seien. Vielleicht hat den Architekten, namentlich den jüngern unter ihnen, hierbei bewußt oder unbewußt vorgeschwebt, daß durch solche Versammlung die neuern Bestrebungen auf diesem Gebiete eine nachhaltige Unterstützung erfahren würden, und daß sich namentlich der Grundsatz größerer Freiheit gegenüber den bestehenden Regulativen, insbesondre dem der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz (dem sogenannten Eisenacher Regulativ vom Jahre 1861), dabei durchsetzen würde. Doch ist das, wenn es wirklich gehofft war, vorsichtiger- und richtigerweise nicht ausgesprochen worden, um von vornherein niemanden vom Besuch des Kongresses abzuschrecken, sondern um eine völlig unbeeinflußte Vereinigung von Männern jeder Ansicht zustande zu bringen. Der Erfolg hat gezeigt, daß es wirklich gelungen ist, eine solche Versammlung der verschiedensten Elemente zusammen zu bringen, und daß es von vornherein verkehrt gewesen wäre, von einer so vielköpfigen und bunt zusammengesetzten Vereinigung die Erfüllung von Hoffnungen durch Beschlüsse zu erwarten, die irgendwie nach einer Seite hin sich deutlich oder gar bindend aussprechen würden.

*) Hoffentlich stellt der Redner für den Druck der Verhandlungen den echten Schluß der gesprochenen Rede wieder her.

Der Kongreß hat am 24. und 25. Mai unter sehr reger Teilnahme in Berlin stattgefunden. Versammlungsort war die etwa vor zwölf Jahren durch den Vorsitzenden der Architektenvereinigung, Baurat v. d. Hude, neu hergestellte, ursprünglich aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Neue Kirche, ein sehr hübscher Bau und in seiner ganzen Anlage bis auf einige Schwächen ein recht bezeichnendes Beispiel evangelischen Kirchenbaus reformirter Art, aber leider sehr wenig hörsam, sodaß es, namentlich wenn ungeübte oder nicht stimmbegabte Redner sprachen, schwer war, den Verhandlungen aufmerksam zu folgen.

Als die Scharen der Teilnehmer in das Gotteshaus strömten, hatte es fast den Anschein, als sei die Theologenwelt nur ganz schwach vertreten. Doch stellte sichs nachmals heraus, daß diese Befürchtung glücklicherweise ein Irrtum war, hervorgerufen durch die neuerdings sich durchsetzende Erwägung, daß man den geistlichen Herrn nicht mehr gleich auf tausend Schritt als solchen an Kleidung und Barttracht erkennen müsse. Die, nicht ganz vollständige, Präsenzliste wies unter 266 Namen 78 Geistliche und 139 Architekten auf, die übrigen waren zumeist Beamte. 131 Teilnehmer waren aus Berlin und dessen nächster Umgebung, die andern aus allen deutschen Gauen, einige auch aus dem Auslande.

Eine größere Anzahl deutscher Kirchenregierungen hatte besondre Vertreter entsendet. Der preußische Kultusminister und der Minister der öffentlichen Arbeiten wohnten am ersten Tage den Verhandlungen bei. An beiden Tagen war der Oberhofmeister der Kaiserin, Freiherr von Mirbach, zugegen, bekannt durch seine rege Thätigkeit bei den Berliner Kirchenneubauten. Auch Vereine für christliche Kunst, theologische Fakultäten, Architektenvereine u. s. w. ließen sich durch Abgesandte vertreten.

Die Beteiligung der eingeschriebnen Kongreßmitglieder an den Verhandlungen war eine lebendige, wenn auch namentlich die zahlreichen Berliner Herren teilweise nur vorübergehend anwesend waren. Die Durchschnittszahl der Anwesenden mochte etwa hundertundfünfzig betragen. Die Arbeitsleistung war zeitlich eine langdauernde; man verhandelte am ersten Tage mit kurzer Unterbrechung von elf bis gegen sechs Uhr, am zweiten von zehn bis gegen fünf Uhr. Die Leitung der Versammlung war dem Generalsuperintendenten von Berlin, Hofprediger Faber, übertragen, der sich mit sehr dankenswerter Kürze und Entschiedenheit seiner präsidialen Aeußerungen dieser Aufgabe unterzog. Eine telegraphische Begrüßung der Kaiserin als der Beschützerin so vieler protestantischer Kirchenbauten seitens des Kongresses fand eine entsprechende Erwiderung aus ihrem Kabinett.

2

Der allgemeine Meinungsaustausch der Kongreßmitglieder sollte durch drei einleitende Vorträge eines Architekten, eines Theologen und eines Kunsthistorikers vorbereitet werden, deren Worte aber nur als Einleitung und Anregung gedacht, eigentlich nicht länger als je eine halbe Stunde dauern sollten. Diese recht vernünftige Bestimmung übertrat leider schon der erste Redner, der durch seine zahlreichen Kirchenbauten bekannte Professor Otzen, der fünfmal länger als er sollte, nämlich fast zwei und eine halbe Stunde lang sprach. Ein gutes Teil dieser Zeit hätte er sich und seinen Zuhörern ersparen können, wenn er die während seines Vortrags allerdings mit staunenswerter Gewandtheit entworfnen Zeichnungen schon vorher gefertigt hätte. Trotzdem war es sehr anregend, den technischen Fachmann „über die geschichtliche Entwicklung des protestantischen Kirchenbaus" reden zu hören, und zwar ebenso formlos als inhaltreich und geistvoll. Dem Vortrag lag wesentlich das oben genannte Buch der Berliner Vereinigung oder des Baumeisters Fritsch über den protestantischen Kirchenbau zu Grunde. In anschaulicher Weise schilderte Otzen den Werdegang der Dinge im protestantischen Kirchenbau, der nicht, wie vielfach angenommen wird, lediglich in den Bahnen der katholischen Kirche weiterwandert oder sich einseitig von aller Tradition entfernt hat, sondern der von Anfang ein besondres Gepräge, erst ein halb unbewußtes Tasten, dann ein bewußtes Ringen nach neuen Gestaltungen zeigt und dadurch eine geradezu verwirrende Fülle der Erscheinungen zeitigt, sodaß alle neuen Bestrebungen auf

diesem Gebiete irgendwie an Vergangnes anknüpfen können. Durch die Jahrhunderte hindurch führte der Redner seinen Hörern die Anlage und den Bau der einzelnen Typen vor, in denen das jeweilige protestantische Kultusideal seinen entsprechenden baulichen Ausdruck gefunden hat, und gab so eine Entwicklungsgeschichte der evangelischen Hallenkirche, Saalkirche, Zentralkirche und Kreuzkirche. In treffender Klarheit wußte der vielerfahrne Baumeister die liturgischen oder praktischen Gesichtspunkte, die zur Gestaltung dieser verschiednen Bauanlagen veranlaßten, sowie die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Kirchenarten anschaulich darzustellen. Er nahm für keine einseitig Partei, er stellte sich auch durchaus nicht ohne weiteres auf den Boden der neuesten Bestrebungen, wenngleich er forderte, daß Geistliche wie Architekten sich in zahlreichen Dingen beim Kirchenbau von Vorliebe, Gewohnheit, Ueberlieferung und starrer Form freimachen müßten, — und doch ging es durch seinen ganzen Vortrag leise wie eine schmerzliche Klage, daß es einem Baumeister nie möglich sein werde, eine vollendete evangelische Predigtkirche, d. h. eine Kirche zu schaffen, in der der Geistliche von Kanzel und Altar an allen Stellen gleich gut zu hören sei, so lange man als Forderung festhalte, daß die Kanzel nicht in der Achse der Kirche, sondern seitlich anzubringen, der Altar aber als der alles beherrschende Mittelpunkt aufzustellen sei. Auch seine eignen scheinbar besten Lösungen dieser Aufgabe, wie er sie neuerdings mit unsymmetrischen oder symmetrischen zweischiffigen Kirchen (Lutherkirche zu Berlin, Kirche zu Apolda) versucht habe, bezeichnete er als einen Notbehelf, den er selbst nicht besonders schön finden könne. So lag, ebenso wie am nächsten Tage in den Ausführungen des gleichermaßen um den Kirchenbau hochverdienten Meisters Orth, geradezu etwas Tragisches darin, zu hören, wie seit Jahrhunderten bis auf unsre Tage die Architekten sich mit Geist und Kraft abmühen, dem geforderten lutherischen Typus (mit Altarraum in der Achse der Kirche und Kanzel an der Seite) gerecht zu werden und gleichzeitig gut hörsame Predigtkirchen zu schaffen, wie es ihnen aber in voll genügender Weise nie gelungen sei, weil diese Lösung technisch einfach unmöglich bleibe. Würde den Baumeistern die Freiheit zurückgegeben, die ihnen vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an auch in gut lutherischen Gemeinden eine Zeit lang gewährt wurde, nämlich auch die Kanzel in der Mittelachse der Kirche und im Angesichte der ganzen Gemeinde sei es vor, sei es hinter dem Altar aufzustellen, so würde sich vieles vereinfachen und hörsamer gestalten lassen. Merkwürdigerweise fanden diese technischen Bedenken der Fachleute kaum ein Echo bei den Geistlichen, wenigstens kaum bei denen, die zu Worte kamen, und so war erneut zu sehen, welche Kluft oft zwischen den Ansichten der Architekten und Theologen in diesen Dingen liegt; sie kennen sich gegenseitig kaum und verstehen sich noch weniger. Und nur zu oft sind die Bauprogramme der Kirchenbehörden dogmatisch sehr korrekt, aber technisch nicht ausführbar.

Es war uns als das Neue und besonders Erfreuliche an dem schönen Buche der Berliner Architekten erschienen, daß aus allen diesen Untersuchungen und Zeichnungen protestantischer Kirchengebäude durch die Jahrhunderte die Thatsache mit Klarheit hervorging, daß es, was kaum vorher bekannt oder doch nicht so bekannt war, eine wirklich protestantische Kunst giebt, und daß deren, wenn auch bescheidne Anfänge bis in das Reformationszeitalter hinaufreichen. Das Gleiche hatte auch Professor Otzen durch seinen geschichtlichen Ueberblick betont und erwiesen. Es berührte daher überraschend, wie der zweite Redner des Tages, der Professor der protestantischen Theologie Nikolaus Müller aus Berlin, in seinem Vortrage: über das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation glaubte, gerade diese neu entdeckte Wahrheit leugnen zu müssen und mit häufiger Berufung auf „Vater Luther" zu betonen, daß weder er noch seine reformatorischen Mitarbeiter und Nachfolger daran gedacht hätten, ihre Gottesdienste in andern als nach den überlieferten katholischen Formen gebauten Kirchen zu feiern. Nach dieses Redners Meinung giebt es eben gerade keine protestantische Kunst, wenigstens nicht im sechzehnten Jahrhundert, und sein Studium dieser Frage hat wesentlich den Endzweck, dieses Nichtvorhandensein protestantischer Bauformen zu erweisen, das Buch der Architekten aber Lügen zu strafen. Habe er doch bereits vierzig Kirchen gefunden, deren Bau im sechzehnten Jahrhundert bezeugt sei, und die in keiner Weise von dem katholischen Typus abwichen; noch weit mehr glaube und hoffe er zu finden. Nun zweifeln wir keinen Augenblick, daß ihm das in reichem Maße gelingen werde, auch wollen wir in keiner Weise den Wert der von ihm zahlreich aufgefundnen oder doch von ihm zum erstenmale in solchem Zusammenhange angeführten Lutherworte über Chor und Altar u. s. w. leugnen. Dennoch glauben wir, ist Professor Müller mit seinen Darlegungen im Irrtum. Daß Luther eine neue Kirchenbaukunst erfunden hat, ist von niemandem je behauptet worden, vielmehr glaubt jeder ohne weiteres, daß der Reformator ohne jeden Skrupel, ja vielleicht mit völliger Befriedigung die alten vorgefundnen Kirchen für den evangelischen Gottesdienst verwendet hat und verwendet wissen wollte, als völlig geeignet, Wort und Sakrament darin zu verwalten. Aber schon in Luthers Worten finden sich Klänge davon (man denke nur an die bekannte Stelle über die Art von Altar und Abendmahlsfeier „in der rechten Messe unter eitel Christen" mit dem Zusatze: „nun, das erharre seiner Zeit," Erl. Ausg. B. 22, S. 237), daß damit nicht jeder weitern Entwicklung das Recht abgeschnitten werden solle. Und weiterhin: es wird niemand behaupten wollen oder können, daß Luther gerade für den Kirchenbau uns Evangelischen schlechthin Autorität sei; ist ers doch nicht einmal für die Liturgie, wo wird denn etwa die formula missae oder die deutsche Messe noch genau nach seinen Angaben gehalten? Der Kirchenbau hat zweifellos mit zu jenen zahlreichen Fragen des äußern kirchlichen Lebens gehört, deren Ordnung ihm fern lag, und deren Weiterbildung, falls er überhaupt ernstlich über solche Fragen nachgedacht hat, er getrost der zukünftigen Entwicklung des evangelischen Geistes überließ, der sich auch hierfür wie für vieles andre selbst schon noch die rechten ihm entsprechenden Formen finden werde. Gewiß muß man auch darin vorsichtig sein, die Bauten des sechzehnten Jahrhunderts, wie die besonders besprochnen Schloßkapellen in Torgau, Stuttgart und Schmalkalden allzu eifrig als den bewußten Ausdruck eines neu erfundnen protestantischen Kirchenbaustils zu bezeichnen, und vielleicht verdienen hier etliche Aeußerungen des Werkes über den Kirchenbezug einige formale Einschränkungen; aber das wird doch nicht wegzuleugnen sein, daß solche Bauten zum mindesten in dem Sinne zweifellos protestantisch sind, als der Protestantismus in der Urform seiner Erscheinung zunächst die Negation des Katholizismus ist, als sie eben von den Katholiken nicht so gebaut worden wären, und als sie für die Zukunft des protestantischen Kirchenbaus anregend und befruchtend gewirkt haben. Professor Müller bestreitet bei der Stuttgarter Kapelle, daß in sie das protestantische Element aus liturgischen Gründen hereingenommen sei, und will hierfür nur ästhetische Beweggründe gelten lassen. Gut, aber würde wohl ein katholischer Baumeister auch den Altarraum an der südlichen Langseite angefügt haben, oder würde er nicht sicherlich die der Fürstenloge gegenüber liegende Schmalseite dazu verwendet und so eine breite stattliche Choranlage hergestellt haben?

Wir halten selbstverständlich das Buch der Berliner Architekten nicht für fehlerlos; die Verfasser selbst haben es nur als einen Versuch bezeichnet, denn es ist ein gänzlich neues Unternehmen, dem sie sich dabei unterzogen haben. Aber für richtiger halten wir doch, bei allen vorzunehmenden Verbesserungen und Einschränkungen der von dem Werke im einzelnen vertretnen Ansichten, doch zunächst seiner Hauptbestrebung, die Entwicklung einer protestantischen Kunst zu erweisen, liebevoll beizutreten und sie nach Kräften weiterzubilden, als die doch von vornherein aus innerlichen Gründen sehr unwahrscheinliche Gleichheit der katholischen und protestantischen Bauabsichten bei Herstellung einer Kultusstätte zu betonen und das selbständige Protestantische dabei zu leugnen. Ist es doch wahrlich gar nicht denkbar, daß die Reformation in lutherischen Gemeinden mit der grundsätzlichen Aenderung ihrer Ansichten über Wesen und Zweck des Gottesdienstes und des Gotteshauses im Gegensatz zur katholischen Meinung hierüber von Anfang an gänzlich einflußlos auf den Kirchenbau gewesen sei. Viel näher

liegt es doch anzunehmen, und die Studien der Architekten haben das eben jetzt durch Beispiele erhärtet, daß der evangelische Geist sich auch hier bald genug als vom katholischen verschieden geltend gemacht hat, und daß sich demnach, wenn auch vorerst nur in scheinbar Nebensächlichem, die leisen Ahnungen und Anfänge eines sich zur Erscheinung durchdringenden Neuen entdecken lassen müssen. Es werde dem Vater Luther jede Ehre, die ihm gebührt, und das Zurückgehen auf ihn thäte unsrer Zeit in vieler Beziehung dringend not, aber in Fragen auf ihm fußen wollen, deren deutliche Beantwortung wir bei ihm selbst nicht einmal finden und gar nicht finden können, geht denn doch nicht an. So stehen wir nicht an, das Auftreten Professor Müllers auf dem Kongreß als nicht eben glücklich zu bezeichnen; durch sein überempfindsames Eingreifen in die Besprechung am zweiten Verhandlungstage hat er zudem seine persönliche Stellung in der Versammlung auch nicht sonderlich gestärkt.

Der dritte Redner des Tages war Professor Cornelius Gurlitt aus Dresden, ein Architekt und Kunsthistoriker. Er war der einzige, der sich in dankenswerter Weise pünktlich an die ihm vorgeschriebne halbe Stunde hielt, und erzielte durch seine frische und warme Art zu reden reichen Beifall seiner aufmerksam lauschenden Zuhörer. Er sprach über die neuern Bestrebungen im protestantischen Kirchenbau, wandte sich in lebhafter Improvisation gegen seinen Vorredner, beklagte sich über den Formalismus, in dem man noch so vielfach beim Kirchenbau stecke, und forderte, daß man nicht nur „schöne" Gebäude aufführen solle, sondern daß es auf die rechte bauliche Ausprägung des Zweckbegriffs ankomme, der durch die Liturgie gegeben werde. Aus der Liturgie heraus müsse der Architekt den Bau gestalten. Abschied sei zu nehmen von den vielen Regulativen, insbesondre dem Eisenacher, die den Architekten in erheblichem Maße hinderten, und bei aller Hochschätzung der Tradition seien die neuen und frischen Kräfte ungehemmt zu lassen in ihrem Drängen und Streben, das protestantische Gotteshaus von innen heraus gestalten zu wollen.

Der Vortrag gab nicht in allen Einzelheiten ein klares Bild dessen, was das Thema des Redners eigentlich erforderte; er redete zum Teil in Worten, denen der den neuen Kunstbestrebungen etwas Fernstehende nicht alsbald einen deutlichen Sinn unterlegen kann; aber er hob die wesentlichen Gesichtspunkte, die beim Kirchenbau in Betracht kommen, treffend hervor, und suchte der Freiheit eine Gasse auch für das Gebiet des protestantischen Kirchenbaus zu bahnen. Und das allerdings wird zu erstreben sein, daß dem Drängen nach neuen Formen der Gemeindekirche Licht und Luft geschafft werde, und daß die Wahrheit sich immer mehr durchsetze, wie es doch ein himmelweiter Unterschied sei zwischen einer katholischen Meßkirche und einer evangelischen — auch lutherischen Gemeindekirche; daß man also vor den erstrebten Neuerungen der „Jungen" (es sind auch recht Alte darunter!) auch hier nicht von vornherein und grundsätzlich zurückschrecken dürfe, selbst wenn diese manchmal in etwas radikaler und stürmischer Form zu Tage treten.

3

Der Schwerpunkt des Kongresses lag in der Besprechung, die sich auf die allgemeine Anlage der Kirche, die Einrichtung des Kirchenraums und die künstlerischen Gesichtspunkte erstreckte. Am längsten blieb man dabei bei dem Meinungsaustausch über die Raumgestaltung der Kirchen in Bezug auf die gebräuchlichen Grundformen und über die Stellung von Kanzel und Altar. Es kamen viele Redner zum Worte, da jedem nur zehn Minuten Sprechzeit vergönnt waren. Es sprachen mehr Pastoren als Architekten, nicht immer zum Vorteil der Sache, denn es fehlte nicht an gelegentlicher, hier recht unangebrachter pastoraler Salbung und dogmatischer Spitzfindigkeit.

Am geschlossensten, und zumeist durch gewandte Redner vertreten, traten die Lutheraner strengster Observanz auf den Plan. Abgesandte aus Mecklenburg, Sachsen und Bayern waren es, die ihre altlutherischen Forderungen eines Gotteshauses in mittelalterlicher Bauanlage aufstellten und eingehend, mitunter nicht ohne Fanatismus begründeten. Dabei that man freilich Einblicke in Gedankengänge, die für viele der Anwesenden nur schwer noch verständlich waren und derselben längstvergangnen Zeit anzugehören schienen, für deren Kirchenbauten sie eine Verteidigung sein sollten. Am weitesten holte bei seiner Begründung der Redner aus, der allen Ernstes erst zu beweisen für nötig hielt, daß der Kirchenbau nicht zu den Dingen gehöre, die zur Seligkeit not seien. Wiederholt wurde von lutherischen Rednern als Vordersatz ihrer Beweisführungen die gut evangelische Wahrheit hingestellt, daß es dasselbe Gnadengut sei, das sowohl an Kanzel wie Altar und Taufstein gewährt werde, nämlich das Gotteswort mit seiner Gabe von Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Aber der Folgerung, die man nun erwartete, daß folglich kein Rangunterschied sei in Bezug auf die Bedeutsamkeit der drei heiligen Stätten, entzogen sich die Redner durch Nachsätze verschiedner Art, aus denen nur immer wieder hervorging, daß ihr Interesse wesentlich darauf ausging, die überwiegende Heiligkeit des Altars als der eigentlich heiligen Stätte des Gotteshauses zu erhärten. Da hörte man etwa, „auf der Kanzel nahe sich Gott der Gemeinde mittelbar durch den Prediger, am Altar unmittelbar im Fleisch und Blut des Herrn," also stehe der Altar in der Wertschätzung höher als die Kanzel. Oder ein andrer sprach das merkwürdig unlogische Wort, „man könne von der Kanzel als Stätte der Predigt und Verkündigung des Wortes gar nicht hoch genug denken, aber noch höher stehe der Altar als Ort des Sakraments." So und mannigfach anders wurde aus der bekannten romantisch-lutherischen Hochschätzung des Sakramentes heraus die Seitenstellung der Kanzel und die Notwendigkeit eines Altars mit großem Chorraum als Mittelpunkt der Kirche erwiesen; manchmal freilich mit Gründen oder Schlußfolgerungen, bei denen man etwas schauderte. Den mit sozialem Gewissen Behafteten überlief es kalt, als ein Pastor aus einer großen Provinzialstadt die Notwendigkeit eines Chorraums unter anderm mit den „vornehmen Trauungen" begründete, deren Teilnehmern man es nicht zumuten könne, sich in die Bankreihen hineinzusetzen; und dem evangelisch Gesinnten schnitt es durchs Herz, als einer der lutherischen Herren die Behauptung aufstellte, in einem nach reformirter Weise gebauten Gotteshause könnten Lutheraner ihre Gottesdienste überhaupt nicht halten.

Milder und herzlicher wahrten die Württemberger Lutheraner den gleichen Standpunkt. Hier war es weniger dogmatische Theorie, mit der sie beweisen wollten, als die Freude am Symbolischen, der Gedanke, wie heilsam und schön es sei, wenn das Kreuz auf dem Altare dem Kirchenbesucher ein Ziel seiner Blickrichtung werde, und ähnliches das fromme Gefühl Aussprechende.

Auch die reformirte Anschauung kam mehrfach zu Worte, aber nicht die strenge, jeder Kunst feindliche, sondern die freiere, dem Schönen im Heiligtum gern eine Stätte gewährende. Laut wurde hier betont, daß man in jedem Gotteshause, also auch in einem mit lutherischer Grundform, ohne Beschwer seine Gottesdienste feiern könne.

Sehr bemerkenswert waren von unirter Seite die Ausführungen des Brandenburger Konsistorialpräsidenten, der gestand, daß er das Eisenacher Regulativ dienstlich gar nicht kenne, daß er es nimmer zugeben werde, daß ein Keil zwischen die lutherische und reformirte Kirche Preußens in solchen äußern Fragen hineingetrieben werde, daß er vielmehr die größte Freiheit für den protestantischen Kirchenbau fordern müsse. Wir müssen dem vielgeschmähten preußischen Kirchenregiment in der That dankbar das Zeugnis ausstellen, daß es in Fragen des Kirchenbaus den Gemeinden die weitestgehende Freiheit gelassen und nie das Gebundensein an ein allgemeines Regulativ gefordert hat. Das beweisen schon jene gar mannigfaltig gestalteten kirchlichen Neubauten in Berlin, die in ihrer Verschiedenheit zweifellos der weitern Entwicklung des protestantischen Kirchenbaus förderlicher sein werden als sämtliche Eisenacher Paragraphen.

Neben andern Vertretern der ein Neues auch im Kirchenbau Erstrebenden kam auch Sulze zu Wort, sozusagen ihr Radikalster. Er zog thatsächlich die Folgerung aus dem oben angeführten lutherischen Vordersatze von der Gleichheit der an Kanzel, Altar und Taufstein gewährten Güter und wünschte

daher am liebsten überhaupt nur eine Stätte (einen Tisch dicht vor der Gemeinde) für das alles zusammen. Energisch verwahrte er sich dagegen, daß er und seine Freunde eine bloße Predigtkirche erstrebten; ihm sei vielmehr das Höchste im Gottesdienst das gemeinsame Gebet der Gemeinde, wie es zunächst im Kirchenliede erklinge; er fordere vielmehr eine Gemeindekirche, ein Haus, in dem alle Glieder der Gemeinde eng zusammengeschlossen ihre Gottesdienste feiern könnten.

4

Daß in einer so bunt zusammengesetzten Versammlung und bei einem so allgemeinen Austausch der verschiedensten Meinungen greifbare Ergebnisse erzielt werden würden, hat niemand vorher annehmen können. Thatsächlich ist auch nichts andres erreicht worden, als daß die mannigfachsten Ansichten ungehindert zu Worte gekommen sind, und kaum wird man mit einiger Sicherheit sagen können, welche Darlegung etwa bei der Mehrzahl der Versammelten die größte Zustimmung gefunden haben mag. Der sehr natürliche Versuch, wenigstens in ganz allgemeiner Fassung als Resolution eine Anzahl Gesichtspunkte über die Bedeutung des Kirchenbaus für die evangelische Gemeinde zu formuliren und zur Abstimmung zu bringen, scheiterte zudem noch an lebhaftem Widerspruch namentlich der Lutheraner, die sich nicht majorisiren lassen wollten und bei etwaiger Fassung einer Resolution ihr Erscheinen auf einem künftigen Kongreß gleicher Art zweifelhaft machten.

Immerhin war es heilsam, daß einmal Gelegenheit geboten war, in freier Rede und Gegenrede auszutauschen, was die einzelnen Richtungen und Konfessionen von einem protestantischen Kirchenbau verlangen. Das haben doch auch die Herren dankbar und bereitwillig anerkannt, die eigentlich keine andern Wünsche haben, als daß es doch immer so bliebe, und die alles vortrefflich finden, wie es jetzt ist und — freilich nur nach ihrer Ansicht — immer war.

Der Kongreß soll wiederholt werden. Aber er kann ein zweites mal erfolgreich nur tagen, wenn festere Grundlagen zur Besprechung und Beschlußfassung geschaffen würden. So dankenswert und ungemein anregend ein allgemeines Aussprechen einmal gewesen ist, noch einmal hätte es keinen Zweck. Inzwischen ist denn eine aus Geistlichen und Architekten zusammengesetzte Kommission gewählt worden, die alle einschlägigen Fragen weiter beraten soll. Es steht dahin, ob dadurch etwas Greifbares erzielt werden wird. Am ehesten würden sich die verschiednen Ansichten der Theologen unter einander, der Theologen und der Architekten, und der Architekten unter einander klären und auch einigermaßen nähern, wenn in einem geeigneten Organ ein litterarischer Schau- und Kampfplatz für die Darlegung und den Austrag der verschiednen Meinungen geschaffen würde. Hieran fehlt es zumeist. Namentlich ein gemeinsames Handeln von Theologen und Architekten zu gegenseitiger Aufklärung könnte von weittragendster Bedeutung werden und am ehesten reife Früchte zeitigen.

Zu erstreben würde fernerhin sein die allseitig anzuerkennende Freiheit gegenüber dem Eisenacher Regulativ. Wenn dieses auch durchaus nirgends offiziell als Baugesetz eingeführt ist, auch nie als solches gemeint war, so hat es doch thatsächlich in einigen Landeskirchen nahezu die bindende Giltigkeit eines Gesetzes erhalten. Dagegen ist Verwahrung einzulegen. Das Eisenacher Regulativ war vor dreißig Jahren vielleicht am Platze, heute ist es veraltet, von der Zeit mit ihren neuen Erkenntnissen und Anforderungen überholt und wird, wenn es als bindende Regel aufgefaßt werden soll, zur unerträglichen Bürde; es hemmt die freie Entwicklung auf dem Gebiete des Kirchenbaus und schmiedet sie in eine Formensprache vergangner Jahrhunderte und der romantischen Jahrzehnte des unsrigen. Hiervon muß freilich auch erst die Erkenntnis in weitere Kreise gebracht werden. Und daher ist vor allem not, daß die Geschichte des protestantischen Kirchenbaus immer weiter ausgebaut und die Kenntnis davon immer weiter verbreitet werde. Darum muß das grundlegende Werk der Berliner Architekten ergänzt, verbessert, vor allem — studiert werden. Erst wenn die bewußte Erkenntnis davon, daß wir thatsächlich eine protestantische

Kirchenbaukunst haben, Allgemeingut geworden ist, werden die Ansichten soweit geklärt und auch geeinigt sein, daß ersprießliche Früchte dieser Bestrebungen zu hoffen sind.

Inzwischen gebührt für die Anregung hierzu der Vereinigung Berliner Architekten wärmster Dank und herzlichster Glückwunsch. R B

Ueber Materialismus

In Nr. 19 Sp. 452 dieser Zeitschrift heißt es: „daß die materialistische Weltanschauung eine überwundne ist, pfeifen die Spatzen von den Dächern,“ und als Beweis dafür wird angeführt, wie verschiedne angesehene Zeitungen über Büchners Schrift: „Kraft und Stoff“ neuerdings als über etwas Abgethanes geurteilt haben, dabei wird bemerkt: „Der Kritizismus Kants, der Idealismus Lotzes und der Pessimismus der Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche haben Büchners Theorie verdrängt.“

Dies ist aber nur dem Worte nach der Fall, nicht der Sache nach. Der Sache nach ist das, was Schopenhauer, Hartmann, ja was der ganze neuere Idealismus oder Monismus vorträgt, nichts besseres, nicht einmal etwas andres, als der Materialismus im Sinne Büchners. Nur die Worte lauten etwas anders. Der Sache nach handelt es sich bei dem Gegensatz der materialistischen und der christlichen Weltanschauung, sofern hier allein die Seelenfrage in Betracht kommt, um die persönliche Unsterblichkeit der Seele. Jeder Seelenbegriff, bei dem die Unsterblichkeit ausgeschlossen ist, mag er nun einen materialistischen oder idealistischen Klang haben, ist der Sache nach Materialismus. Ein wesentliches Merkmal des Materialismus ist die Leugnung einer realen, unsterblichen Seele, ist die Behauptung: Geist und Leib sind so eng aneinander gebunden, daß mit der Auflösung des Leibes auch die Vernichtung des Geistes gegeben ist, wie der Mittelpunkt eines Kreises aufhört, Mittelpunkt zu sein, sobald die Peripherie schwindet. Dies behauptet aber nicht allein der materialistische, sondern auch der dynamische oder idealistische Seelenbegriff. Der Materialismus hat sich mit Recht oft dagegen verwahrt, als sehe er den Geist für Materie an, ihm ist der Geist auch eine Kraft, nämlich eine Kraft des materiellen Gehirns. Die dynamische oder idealistische Ansicht drückt denselben Gedanken nur etwas anders, weniger klar aus, wenn es etwa heißt: der Geist ist die Innerlichkeit des Leibes, wie der Leib die Aeußerlichkeit des Geistes, eines ist die andre Seite des andern, sie verhalten sich wie die konkave und die konvexe Seite, oder wie die beiden Seiten eines Stücks Papier u. s. w. Mag man hier die Gleichung zwischen Leib und Geist vom Geiste oder vom Leibe aus vollziehen, immer wird eine Einerleiheit, eine Identität beider behauptet. Daher der Name Monismus oder Identitätshypothese. Die Thatsachen deuten nur auf einen Parallelismus der geistigen und der leiblichen Zustände. Materialismus und Idealismus deuten diesen Parallelismus im Sinne der Identität oder Einerleiheit. Ueberall, wo eine solche Identität behauptet wird, da ist Materialismus oder doch nichts besseres.

Wer vertraut ist mit der heutigen philosophischen Litteratur, weiß, daß der Materialismus im Sinne Büchners keineswegs überwunden ist. Jedenfalls ist der letztere weit klarer als der idealistische Monismus, und wenn Nr. 19 Sp. 453 dieser Zeitschrift gesagt wird, die Sozialdemokraten bevorzugen noch immer den Materialismus Büchners, so beweist das ein besseres und klareres Denken, als das der oben genannten Zeitungen. Der Büchnersche Materialismus hat den Vorzug, sich auf die allgemein angenommenen Prinzipien der Naturwissenschaft zu stützen, auf die Atomistik, auf den Satz: keine Kraft ohne Stoff, auf das Prinzip von der Erhaltung der Kraft. Er schreitet endlich zu der Behauptung, die geistigen Zustände sind Bewegungsvorgänge. Und von hier aus allein kann der Materialismus widerlegt werden.*) Je mehr man Ernst macht

*) O. Flügel, Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neuern Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe. Köthen, Schulze, 1890. 2 Mk.

mit den genannten Prinzipien, je mehr man alle fremdartigen Gedanken fernhält, um so mehr wird man aus dem Materialismus geführt zur Annahme eines realen, selbständigen, unsterblichen Seelenwesens etwa im Sinne von Leibniz. Der Büchnersche oder überhaupt der empirisch-naturwissenschaftliche Materialismus ist nicht ein Fehlgreifen in den Prinzipien, auch nicht in der Methode, sondern er beruht auf einer mangelhaften Auffassung des Thatsächlichen, nämlich der thatsächlich gegebnen Einheit des Bewußtseins, und auf einer mangelhaften Durchführung der Prinzipien der Atomistik, aber er kann korrigirt werden.

Ganz anders der Idealismus im Sinne von Schopenhauer, Hartmann oder auch von Schelling, Hegel und des neuern Monismus. Hier liegt der Materialismus im Prinzip, ist nur die Konsequenz davon, daß zuletzt alle Zustände als die Zustände einer Substanz angesehn werden. Von hier aus kann also der Materialismus nicht überwunden werden, oder doch nur den Worten nach.

Ebensowenig kann dies geschehen vom Standpunkt des Kantischen Kritizismus. Dieser wird heutzutage meist als Agnostizismus verstanden, der etwa sagt: über Kraft und Stoff, über Geist und Materie kann man gar nichts wissen, weil diese Gegenstände über die Erfahrung hinaus liegen. Die meisten Vertreter dieser Ansicht sind gleichwohl Materialisten der Weltanschauung nach, indem ihnen die Identität der geistigen und leiblichen Vorgänge doch als das Wahrscheinlichste erscheint. Ein andrer Teil der Agnostizisten sagt etwa: weil wir gar nichts wissen über die Seele und die letzten Bestandteile der Materie, darum darf man doch an die Unsterblichkeit glauben. Konsequent ist dies auch nicht, denn mit dem Glauben an die Unsterblichkeit trete ich aus dem Agnostizismus heraus und behaupte mindestens die Möglichkeit einer unsterblichen Seele. Das ist eine positive Behauptung und ist nur verträglich mit der Annahme eines selbständigen Seelenwesens.

Oben ist noch Lotze genannt, durch den der Materialismus überwunden werden könne. Und das ist richtig; nur darf man nicht, wie oben geschieht, den Idealismus, sondern den Realismus von Lotze ins Auge fassen. Lotze bietet bekanntlich zwei ganz verschiedne, mit einander unverträgliche Ansichten von der Seele. Die realistische Ansicht ist etwa die Ansicht von Leibniz, nach der idealistischen Ansicht Lotzes ist die Seele nur ein Moment, eine Manifestation des einen Absoluten. Die letztere Ansicht sinkt wieder in den absoluten Idealismus zurück und ist nicht geeignet, den Materialismus zu überwinden.

Jüngst hat ein bekannter Psychologe der experimentellen Schule (Münsterberg) von „verkappten Materialisten unter den Theologen" gesprochen. Wen mag er damit gemeint haben? Ein großer Teil der heutigen Theologen huldigt dem dynamischen oder idealistischen Seelenbegriff, leugnet ausdrücklich die Existenz eines realen Seelenwesens. Ein andrer Teil der Theologen huldigt dem Agnostizismus, hütet sich irgend eine Konsequenz zu ziehen. Auf beide könnte die obige Bezeichnung Anwendung finden.

In dem Aufsatz, von dem ich ausgegangen bin (Nr. 19 Sp. 449), werden die Theologen sowie alle wissenschaftlich Gebildeten aufgefordert, mit den Sozialdemokraten in öffentlichen Versammlungen über Religion zu streiten. Wollen sie das thun, dann ist es nötig, daß sie den idealistischen, dynamischen, monistischen oder auch agnostizistischen Seelenbegriff aufgeben, sie müssen sich vielmehr fest auf den Boden der atomistisch-mechanischen Naturwissenschaft stellen und so suchen den Materialismus zu überwinden, denn nur so kann er wissenschaftlich überwunden werden.

O Fl

Das Töchterheim

Es giebt je und je Zeiten, die für einzelne Klassen der Bevölkerung besonders schwierige sind; Neues bereitet sich vor, Altes stirbt ab. Geburtswehen aber und Todeszuckungen sind beide schmerzlich.

Auf vielen Gebieten nehmen wir in der Gegenwart denselben Vorgang eines Absterbens und Ringens nach Neugestaltung wahr, quantitativ umfassender wohl nirgends als in der Frauenbewegung, freilich auch nirgends so in der Verborgenheit sich vollziehend.

Von den besondern Aufgaben, die dem weiblichen Geschlechte die Not der Zeit in der Gegenwart stellt, ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen. Mehr als die Hälfte der Gebildeten weiblichen Geschlechts findet in der Ehe nicht mehr ihren dauernden Beruf; um für ihr Leben Inhalt und Unterhalt zu haben, müssen sie für den wahrscheinlicheren Fall der Nichtverheiratung einen selbständigen Beruf suchen, und die Möglichkeit, auch unverheiratet ein des Lebens wertes Leben voll gemeinnütziger Arbeit zu führen, wird uns zugleich über den schamlosen Sklavenhandel der Heiratsgesuche hinausheben, in den wir immer tiefer hineingekommen sind, und wird dem Manne in seiner Frau wieder eine ihm innerlich ebenbürtige Gehilfin geben. Das sind in der Kürze die oft gesagten Gedanken, die doch noch oft wiederholt werden müssen, ehe ihre Wahrheit jedermann ergreift.

Denn das ist eben die eigentliche Schwierigkeit, in die die gebildeten Jungfrauen in der Gegenwart hineingestellt sind, daß diese schwierige Lage noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein gekommen ist, und daß man auch von ihnen selbst nicht ohne weiteres verlangen kann, daß sie Aufgaben sehen und ergreifen, die ihre Umgebung, ihre Eltern, Geschwister und ihr Bekanntenkreis noch nicht ahnen oder gar verkennen.

Mit Achselzucken oder mit Hohn oder mit Kampfeseifer wird die „Frauenemanzipation" in weiten Kreisen abgethan, als ob es sich in der Frauenbewegung allein oder nur in erster Linie darum handle, den Frauen die Möglichkeit des Universitätsstudiums und des Redens und Stimmens in öffentlichen Versammlungen zu öffnen. Das Problem, das vor der Thür steht, das gebieterisch Einlaß begehrt und, wir mögen wollen oder nicht, den Einlaß erzwingt, ist ein ganz andres. Es ist die Sorge: wie schaffen wir den unverheirateten Frauen einen Beruf, der ihrem Leben Inhalt und Unterhalt giebt? Und diese Frage muß gelöst werden, denn sie ist eine sittliche Frage. Zum Menschsein gehört es, einen Beruf zu haben.

Dazu aber müssen unsre jungen Mädchen erst erzogen werden, sich nach einem Beruf umzusehen und für einen solchen vorzubereiten, der ihnen den Beruf der Gattin und Mutter nicht äußerlich verschließt und sie nicht innerlich dafür untauglich macht, der aber den unverheiratet bleibenden eine vollbefriedigende Lebensaufgabe gewährt.

Wo geschieht solche Erziehung? Von unsern Töchterschulen wird man nach dieser Richtung hin nicht allzuviel erwarten können; sie sind Schulen, die so wenig die Erziehung für Berufswahl zu ihrer Aufgabe machen können, wie dies die Gymnasien unmittelbar thun und zu thun vermögen. Die Hauptsache bleibt immer das Elternhaus und die Universität unsrer heutigen Mädchenerziehung, das Pensionat.

Man wird wohl Gründe haben, wenn man in weiten Kreisen, namentlich unter ernster gerichteten, schwere Bedenken gegen Mädchenpensionate äußert und nur zögernd seine Töchter solchen Anstalten anvertraut. Und doch ist ein Pensionsjahr, in rechter Weise verwendet, für Mädchen ganz unbezahlbar. Wie die Dinge in der Gegenwart liegen, ist die Pension in der That für ein Mädchen das, was für den Jüngling die Universität ist, denn sie bietet jenes beides, was das Universitätsleben so gehaltvoll und für das ganze Leben entscheidend macht: Arbeit und Gemeinschaft Gleichstrebender.

Freilich, mit der Arbeit in den Mädchenpensionaten hat es oft seine eigne Bewandtnis. Nicht Arbeit scheint sie dem Beobachter, sondern Tand und Firniß. Ein bischen Englisch und Französisch sprechen, ein bischen Klavier und Gesang, ein bischen Litteratur — schrecklich langweilig! — und Kunstgeschichte, — von allem ein bischen, nirgends etwas ernst genommen, nirgends in die Tiefe gegangen. Wo so die Arbeit betrieben wird, ist sie freilich nicht Arbeit, und bei solcher Studienweise verflacht auch das Gemeinschaftsleben.

Mädchen müssen so erzogen werden, daß sie tüchtige Frauen sein können. Das ist das gemeinsame Interesse aller, und darum muß auf diese gemeinschaftliche Aufgabe auch die Gemeinschaft

des Pensionats sich stützen. Es ist deshalb durchaus sachgemäß, daß im letzten Jahrzehnt immer mehr Mädchenpensionate sich als Haushaltungspensionate eingerichtet haben. Aber auch mit der Haushaltung und der praktischen Uebung darin allein ist es nicht gethan; es muß dazu die Theorie der Hauswirtschaft und in den Grundzügen die der Volkswirtschaft, der „Bürgerkunde," einige Kenntnis der Kleinkinderpflege und der Pädagogik und noch manches andre kommen. Kurz, der Zweck, die Töchter so zu erziehen, daß sie ebenso wohl als Gattinnen und Mütter, wie in selbständigen Berufen brauchbar sind, muß den Lehrplan, und die Vorbildung auf den Beruf überhaupt den Geist einer solchen Anstalt beherrschen.

So eingerichtet, haben Töchterpensionate unzweifelhaft eine eigentümliche, nur von ihnen zu lösende Kulturaufgabe. Keine Schule kann sie ersetzen, denn der Schule — auch der Haushaltungsschule — fehlt das Gemeinschaftsleben, und auch das Elternhaus kann sie nicht ersetzen, denn dies kann weder die systematische, allseitige Schulung, noch die Gemeinschaft Gleichstrebender bieten. Darum gönne man den konfirmirten Töchtern ihr Pensionsjahr, sorge aber auch, daß das Pensionat seinen Zweck wirklich erfüllt.

Eine Gewähr dafür, diesen Gesichtspunkten völlig zu entsprechen, giebt die vom „Evangelischen Diakonieverein" getroffne Einrichtung von Töchterheimen, deren erstes im Oktober d. J. in Kassel eröffnet werden soll. Der Evangelische Diakonieverein geht zwar nicht unmittelbar von Erwägungen aus, wie sie eben in Kürze angestellt sind, sondern von den praktischen Zwecken der Krankenpflege; dies macht aber in Wirklichkeit keinen Unterschied. Da das Töchterheim noch nicht eröffnet ist, kann man noch nicht über seine Erfolge berichten. Es dürfte aber für die Leser der Christlichen Welt von Interesse sein, den Plan der Anstalt näher kennen zu lernen. Daher folgender Auszug aus dem Prospekt:

Das „Töchterheim" ist vom Evangelischen Diakonieverein begründet worden als Vorschule für sein Diakonieseminar, d. h. für seine Anstalt zur Ausbildung gebildeter evangelischer Kranken- und Gemeindepflegerinnen. Dieser Zweck ist bestimmend für seine äußere und innere Einrichtung.

Für seine äußere Einrichtung, sofern einerseits nicht nur jüngere Mädchen (im Alter von etwa sechzehn Jahren an), sondern auch heranwachsende Jungfrauen, die vom Töchterheim unmittelbar in das Diakonieseminar übergehen wollen, Aufnahme finden, und andrerseits das Töchterheim nicht zu Erwerbszwecken gegründet ist, sondern von seinen Zöglingen außer einem geringen Beitrage für die Hilfskasse (Pensions- und Unterstützungskasse für die Pflegerinnen) des Vereins nur die Selbstkosten fordert und das die Oberleitung führende Kuratorium seine Dienste unentgeltlich leistet.

Für die innere Einrichtung ist der Charakter einer Vorbildungsanstalt für die Diakonieseminare vor allem insofern entscheidend, als eine tiefgründende, individuelle Charakterbildung in evangelischem Sinne das Hauptziel bildet.

Voraussetzung des Eintritts sind eine ernste, christliche Erziehung — denn das Töchterheim ist keine Korrektionsanstalt, sondern soll auf festem Grunde nur sorglich weiterbauen — und die Schulkenntnisse eines „gebildeten" Mädchens. Die letztern lassen sich bei der Vielgestaltigkeit unsers Mädchenschulwesens nicht wohl genau bestimmen; das Urteil muß auf die individuellen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Entscheidend für die Beurteilung ist jedenfalls die Fähigkeit, einen deutschen Aufsatz klar, geordnet und orthographisch fehlerfrei zu fertigen.

Das Unterrichtsziel ist die Ausbildung in der Hauswirtschaft und eventuell in der Kleinkinderpflege, mögen unsre Zöglinge diese Fertigkeit einmal als Pflegerinnen des Vereins, der Diakonissenhäuser u. s. w., oder als Hausfrauen und Mütter oder in selbständigem Erwerbsleben (als Stützen der Hausfrau u. s. w.) verwerten. Bei ihrem Abgange aus der Anstalt erhalten die allseits bewährt erfundnen Schülerinnen ein vom Evangelischen Diakonieverein ausgestelltes Zeugnis der Fähigkeit zur selbständigen Führung des Haushalts und eventuell der Kleinkinderpflege und Erziehung.

Die Erziehung im Töchterheim kann eine ganz individuelle sein, da nur sechs bis höchstens zehn junge Mädchen gleichzeitig aufgenommen werden, die dann während eines halben Jahres im engen Zusammenleben und -arbeiten mit der Leiterin des Heims die Hauswirtschaft führen; im zweiten Halbjahr treten dann weitere sechs bis zehn Schülerinnen ein. Die Gesamtzahl der Hausgenossinnen beträgt also höchstens zwanzig, wodurch eine eingehende Behandlung jeder einzelnen ermöglicht wird. Von besondrer erziehlicher Bedeutung wird sich die Gemeinschaft älterer und jüngerer Schülerinnen erweisen. Sie wird dazu beitragen, daß auf der einen Seite ernste Lebensarbeit ernst ins Auge gefaßt wird und andrerseits harmlose Fröhlichkeit die Gemeinschaft erfüllt und belebt.

Die theoretischen Unterrichtsgegenstände sind außer unablässiger, geregelter Wiederholung und Vertiefung der Schulkenntnisse (Geschichte, Geographie, Naturkunde u. s. w.; denen, die Englisch oder Französisch

können, wird Gelegenheit zur Konversation in diesen Sprachen geboten) und Aufsatzübungen im Anschluß an die wichtigsten einzelnen Lehrgegenstände: 1. Religion: Bibelkunde, Kirchengeschichte, Glaubens- und Sittenlehre; 2. Erziehungslehre (speziell für die Erziehung der Kleinsten) nebst Psychologie und Gesundheitslehre und in den Grundzügen Theorie der Krankenpflege; 3. deutsche Litteraturgeschichte, wobei nicht die Zusammenhäufung geschichtlicher Einzelnotizen, sondern die genauere Kenntnis der wichtigsten, gemeinsam zu lesenden und zu besprechenden Klassiker und Volksschriftsteller erstrebt wird, und Grundzüge der Kunstgeschichte in Verbindung mit Besichtigung und Erklärung der Kunstsammlungen, an denen gerade Kassel so reich ist; 4. Haus- und Volkswirtschaftslehre: Buchführung, die Naturwissenschaften angewandt auf die Hauswirtschaft (Waren- und Nahrungsmittellehre, Küchenchemie) und die Grundzüge der Staatslehre, der Gesetzeskunde und der Volkswirtschaft; 5. in Künsten wird gemeinsam unterrichtet im Chorgesang, im Zeichnen und im Turnen. Klavier und Harmonium stehen zur Verfügung der Schülerinnen.

Der Unterricht in diesen Gegenständen ist für alle Schülerinnen gemeinsam und in den Pensionspreis einbegriffen. Besonders zu vergüten sind Privatstunden, die von den Einzelnen nach Neigung und Begabung und soweit die obligatorischen gemeinsamen Stunden Zeit übrig lassen, in andern Fächern der Künste, Kunstfertigkeiten und Wissenschaften genommen werden.

Der praktische Unterricht erstreckt sich auf das Gesamtgebiet der Hauswirtschaft (häusliche Buchführung, Kochen, Einmachen, Backen, Waschen und Bügeln, Hand- und Maschinennähen, Flicken und Stopfen, Wäschezuschneiden u. s. w.). Nach Umständen, d. h. vor allem nach dem Alter, dem Geschick und dem Interesse der Schülerinnen, wird auch die Pflege und die erziehliche und unterrichtliche Behandlung kleiner Kinder gelehrt und in bescheidnem Umfange eine Einführung in die Arbeit der Gemeindepflege ermöglicht.

Bei der Einrichtung und Durchführung der Unterrichtsstunden wird der größte Wert gelegt auf die individuelle Behandlung jeder einzelnen Schülerin nach ihren Anlagen und Neigungen, ihren Vorkenntnissen und ihrer Begabung. Nicht minder wird die sorgfältigste körperliche Pflege durch gesunde Kost, reichliche Bewegung (Turnen, Bewegungsspiele, Spaziergänge) und Vermeiden jeder Ueberanstrengung bei im übrigen ernster, anregender und bildender Arbeit erstrebt.

Für die Allgemeinbildung werden die Kunstgenüsse und Naturschönheiten, an denen Kassel und seine Umgebung (Wilhelmshöhe) so reich ist, ersprießlich sein.

Da der Eintritt in das Töchterheim in keiner Weise zum spätern Eintritt in das Diakonieseminar verpflichtet — in dieses werden überhaupt erst Jungfrauen vom zwanzigsten Jahre an aufgenommen —, kann das Töchterheim ganz als praktisches Mädchenpensionat angesehen werden. Das praktische Ziel, die vielseitige Ausbildung durch erprobte Lehrkräfte, die sorgfältige Erziehung in kleiner Gemeinschaft, diese Gemeinschaft selbst mit ihrem belebenden und unbewußt miterziehenden wechselseitigen Einflusse jüngerer und älterer Mädchen, der milde evangelische Geist des Hauses, die durchgehende Betonung der Notwendigkeit eines Lebensberufes auch für die unverheiratet bleibenden Jungfrauen bei umfassender Einführung in die grundlegende Berufsthätigkeit alles Frauenlebens, die unsern Zöglingen einen Schatz mitgiebt für den Beruf einer Hausfrau und Mutter und zugleich dasjenige, was für jeden selbständigen Frauenberuf die Grundlage bildet, der ganze Charakter des Töchterheims, das nicht Erwerb bezweckt, sondern dessen gering veranschlagte Ueberschüsse über den Selbstkostenpreis denjenigen Zöglingen zu gute kommen, die später in die Krankenpflege eintreten, der Rückhalt eines ehrenamtlichen Kuratoriums erfahrener Männer und Frauen — dies alles wird vermutlich manchen Eltern vor vielen andern Pensionen unser Töchterheim als Töchterpensionat empfehlen. Man wolle es uns deshalb nicht verübeln, wenn wir bitten, bei jeder Anmeldung einige Adressen aufzugeben, bei denen wir uns nach den angemeldeten Töchtern erkundigen können, namentlich die Adresse des Geistlichen, der sie konfirmirt, der Lehrer und Lehrerinnen, die sie zuletzt unterrichtet haben, und des Hausarztes. Wir sind es dem Zweck des Töchterheims als einer Veranstaltung des Evangelischen Diakonievereins und sind es allen einzelnen Gliedern der Anstalt schuldig, bei der Aufnahme mit peinlichster Sorgfalt zu verfahren, und bitten deshalb von vornherein Eltern, deren Töchter sich in den Geist evangelischer Frömmigkeit und herzlicher, dienender Liebe nicht schicken würden, diese uns gar nicht erst anzumelden; wir wiederholen: das Töchterheim ist keine Korrektionsanstalt, sondern soll auf festem Grunde nur sorglich weiterbauen.

Zu nähern Mitteilungen bei direkter Anfrage (Adresse: Professor Dr. Zimmer, Direktor des Predigerseminars in Herborn, Regierungsbezirk Wiesbaden) gern erbötig, mache ich nur noch darauf aufmerksam, daß dieser Kasseler Anstalt vermutlich bald andre folgen werden; dahin gehende Wünsche und Winke aus dem Leserkreise wären sehr willkommen. F Z

Verschiedenes

(Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein) Der „Bericht über die 46. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Bremen am 5., 6. und 7. September 1893" liegt ebenso wie die beiden dort gehaltnen Predigten des Stadtpfarrers Dr. Hasenclever und des Hofpredigers D. Rogge jetzt im

Druck vor, im Selbstverlage des Zentralvorstands zu Leipzig. Der Zentralvorstand hat kurz zuvor auch ein neues „Fliegendes Blatt" (Nr. 77) ausgehen lassen, wovon das Hundert für 80 Pfge., das Tausend für 7 Mk., von 5000 ab für 6 Mk. à Tausend versandt wird. Bestellungen sind umgehend zu machen. Das Blatt will: Deutsch-protestantisches Elend vor Augen stellen, und zwar thut es dies an drei Beispielen: an Groß-Schliwitz, einem Dorf in der Tuchler Heide, mit einer evangelischen Gemeinde von etwa 800 Seelen, die auf ungefähr sechzehn Quadratmeilen in 54 vorwiegend polnischen Ortschaften zerstreut leben, an Saarburg, ebenfalls mit einer ausgedehnten Diaspora, deren Glieder, deutsche Förster, Gendarmen, Grenzaufseher, inmitten bevölkerter Dörfer, wo nur französisch geredet wird, einsam, zum Teil aber auch verstreut bis in die hintersten Winkel der Vogesenberge wohnen, nicht ohne gelegentliche Aergernisse um einen ehrlichen Friedhofsplatz, wovon denn ein drastischer Vorfall Zeugnis giebt, endlich an Hadad, einer vormals zu Siebenbürgen, jetzt zu Ungarn gehörigen Gemeinde, 1750/51 entstanden durch die Niederlassung von etwa dreißig Familien aus Baden-Durlach und der Schweiz. Von ihrem Bethause, durch Erdrutsche zerborsten, ist ein Bildchen beigefügt; jetzt ist diese traurig anzusehende Stätte ganz abgebrochen. Nicht um Geld noch gegen Arbeitvergütung will die gräfliche Grundherrschaft einen Baugrund gewähren; die Bittenden hat man angewiesen: sie sollten Magyaren werden.

Der Jubelfeier des Schleswig-Holsteinischen, des Rheinischen, des Hessischen, des Schlesischen, des Badischen und des Württembergischen Hauptvereins haben wir gedacht und dabei der rheinischen und schleswig-holsteinischen Jubelschrift Erwähnuug gethan.

Jetzt liegt noch mehrfach andres in dieser Richtung vor, nebst Berichten über die Jahresversammlungen und sonst einschlagendes.

Zunächst die „Verhandlungen der 50. Provinzialversammlung des Hauptvereins der Evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung in der Rheinprovinz, gehalten zu Elberfeld am 18. und 19. Juli 1893," in einem 109 Seiten starken Heft. Mehrere der Zweigvereine heben die erfreuliche Mitarbeit der Herren Lehrer rühmend hervor. Essen kann bemerken: „Als Geber und Sammler verdienen unsre Fabrikarbeiter besondres Lob." Das Rheinisch-Westfälische Gustav-Adolf-Blatt konnte 3000 bezw. 2000 Mk. Reingewinn dem Rheinischen und Westfälischen Hauptverein überweisen. Von besonderm Interesse — auch über den Bereich des Rheinlandes hinaus — ist der angefügte Bericht des Regierungs- und Schulrats Hildebrandt über „die Erteilung des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes für Kinder rheinischer Diasporagemeinden, die katholische Schulen besuchen müssen."

Ein zum fünfzigjährigen Jubiläum des Badischen Hauptvereins ausgegebnes Flugblatt (Nr. 24) meldet, daß der Gustav-Adolf-Verein in Baden bis jetzt 87 Gemeinden unterstützt hat, während 13 andre von Frauenvereinen vereinzelte Gaben erhielten. Von jenen 87 waren 13 längst bestehende, 74 neu entstandne, also eigentliche Gustav-Adolf-Gemeinden. 27 Kirchen und 18 Pfarrhäuser sind mit Hilfe des Vereins erbaut. Im ganzen haben die Evangelischen des Großherzogtums Baden bisher 913 370 Mk. als Opfer der Bruderliebe vermittels des Vereins dargebracht. Bis zum Jahre 1868, also in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens, waren ihm 9 Vermächtnisse zugegangen; seither aber, bis 1892 eingeschlossen, deren 54, sodaß deren jetzt 63 sind, die ihm zu einem Grundstockvermögen von 100 371 Mk. verholfen haben. H (Fortsetzung folgt)

(In Sachen der Schrift: Was heißt Christlich-sozial?) Auf unsre Beschwerde in Nr. 20, Sp. 467 Anm., erwidert der Herr Verleger, daß sich sein Verlangen nur darauf gerichtet habe, die bisherigen Fundorte der gesammelten Aufsätze nicht auf dem Titel anzugeben, daß ein ihm durchaus genehmer Hinweis darauf an andrer Stelle nur infolge verspäteter Anweisung unterblieben sei. Davon nehmen wir gern Kenntnis. Was aber § 7 Abs. b des Preßgesetzes anlangt, so mag ja das Fehlen des Vermerks „Nachdruck verboten" an der Spitze eines Zeitungsartikels streng rechtlich genommen einer Erlaubnis zum Nachdruck gleichkommen; aber das hebt die gute Sitte nicht auf, daß der Abdruck von Originalartikeln unter Angabe der Quelle stattfindet, und noch weniger die moralische Verpflichtung von Verfassern und Verlegern, daß sie den Sonderdruck eines Aufsatzes oder gar gesammelter Aufsätze nicht veranstalten, ohne den Herausgeber oder Verleger des Blattes, in dem die Erstlingsveröffentlichung stattgefunden hat, deswegen zu begrüßen. Von dieser Seite wird dann die Genehmigung gewiß gern gegeben werden, aber selbstverständlich in der Regel unter der Bedingung der Quellenangabe. Schriftsteller, die dem entgehen wollen, pflegen schon bei Einsendung ihres Manuskripts den Redaktionen ihre anders gerichteten Wünsche mitzuteilen. — Indem wir aber der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. gegenüber unsre Beschwerde zurückziehen, berichtigen wir gleichzeitig, daß die Naumannsche Schrift nicht 2 Mk., sondern 1,40 Mk. kostet. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 23 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., gut empfohlen, **sucht Stellung als Hauslehrer.** Auskunft erteilt gütigst Herr Pfarrer D. Rade.

Durch die Geburt eines gesunden Söhnchens wurden hocherfreut
Gischkau, den 31. Mai 1894.
bei Praust, Westpr.
Pfarrer Arnold und Frau,
geb. Axenfeld.

Evangelische
Lieder-Konkordanz
zum
Gebrauch für jedes Gesangbuch
Herausgegeben von
P. G. Brock.
5 Mk., gebunden 6 Mk.
Umfaßt in übersichtlichen Rubriken die Verse von 778 Liedern.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

Soeben erschienen:
Naumann, Pf. Fr., **Was heißt Christlich-sozial?** 1.40
v. Frank, Geh. R. Prof. D., **Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher.** Hrsg. v. P. Schaarschmidt. 5.60, eleg. geb. 7.—
Kähler, Prof. D. M., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 1.20
A. Deichert'sche Verlhdlg. **(G. Böhme)**
Leipzig

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Soeben erschien als **Festgabe** für die Feier des 300-jährigen Geburtstages Gustav Adolfs:

Gustav Adolf Ein christliches Heldenleben. Von **D. Paul Kaiser**, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. Zur Jubelfeier des dreihundertjährigen Geburtstages Gustav Adolfs am 9. Dezember 1894. Dem deutschen evangelischen Volke dargeboten. Mit zahlreichen Abbildungen.
Preis 50 Pfge.

Partiepreis von 50 Exemplaren an 40 Pfge.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Christliche Schriftenniederlagen wollen sich wegen des Vertriebs des Büchleins eventl. an die Verlagsbuchhandlung wenden.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 23: Wir Demokraten — Kamerun und der Tschadsee — Karls des Großen Garten — Gottfried August Bürger. Zu seinem hundertjährigen Todestage († den 8. Juni 1794). Von Friedrich Düsel — Lorbeer. Erzählung von August Niemann (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von Alfred Janssen in Leipzig.

Stefan Rónay, Das Natürliche Christentum. Aphorismen. Preis gebd. Mk. 1,50.

53 Essays, die die wichtigsten Fragen des Christentums in knappen, geistreichen, packenden populär-philosophisch-theologischen Sätzen behandeln, bekunden Rónay als einen hochbegabten Geist, dessen Deduktionen sowohl durch den Inhalt als durch klassisch schöne blühende Sprache anregen und erheben. (Theolog. Litteraturbericht.)

Stefan Rónay, Gedichte. Preis eleg. gebd. 6 Mk.

Diese klassischen Dichtungen spiegeln die Tantalus- und Prometheus-Natur des Dichters in ergreifenden Zügen wieder.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig